Sammlung

etlicher

Vorträge.

1

Sammlung
etlicher Vorträge

des

Präsidenten von Roth

in

öffentlichen Sitzungen

der

k. Akademie der Wissenschaften

zu München,

in den Jahren

1812, 1814, 1817, 1822, 1825, 1827, 1830.

Erlangen.
Bei Heyder & Zimmer.
1851.

Ueber

Thucydides und Tacitus;

vergleichende Betrachtungen.

Gelesen am 13. Oktober 1813.

Obwohl das Vortreffliche jeder Art am besten sich selbst empfiehlt, und Einsicht desselben nur genommen, nicht gegeben werden kann, daher ein Versuch es darzustellen wo nicht unmöglich doch vergeblich scheinen möchte; so steht dennoch von der Andeutung des Eigenthümlichen an hohen Geisteswerken stets eine wohlanregende Wirkung sowohl auf die minder Bewanderten als auf die Kundigen selbst zu erwarten; theils indem Erinnerung

und Ueberblick sich darbietet, theils durch die würdige Stimmung, welche das öffentliche Bekenntniß der Verehrung und Bewunderung des Würdigsten hervorbringt. Jene Andeutung aber wird zwar nicht immer am gründlichsten, jedoch am faßlichsten, und daher am zweckmäßigsten seyn, wenn sie vergleichend vorschreitet, indem sie zwei edle Naturen und ihre Werke gegen einander hält, weniger um die Vorzüglichkeit der einen zu ermessen als um ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit und deren Gründe hervorzuheben.

Thucydides und Tacitus haben mit einander gemein, daß, während sie weit von den Meisten, denen je ein Urtheil zustand, als die Ersten unter den Geschichtschreibern der Griechen und der Römer anerkannt wurden, in diese Bewunderung bey Vielen sich ein störender Zweifel mischte, und sogar eine Abneigung, welche durch Scheu vor den großen Namen nicht immer zurückgehalten, sondern

zuweilen laut und sogar heftig geäußert wurde. Tief gegründet in der Aehnlichkeitt des Wesens, vornehmlich der bestimmendsten Eigenschaften, ist diese Aehnlichkeit des Rufes. Aber schon in dem, was an Beiden dem Schicksale mehr als eigener Wahl gehört, ist bey vielen Verschiedenheiten manches übereinstimmend.

Die Jugend des griechischen Geschichtschreibers fiel in den letzten Theil der glücklichsten und rühmlichsten Zeit seines Vaterlandes, deren ausdruckvollstes Denkmal die Bestattungsrede des Perikles ist. Als Mann aber und als Greis erlebte er die Zerrüttung Griechenlandes durch seinen dreißigjährigen Krieg; das Hinschwinden der edelsten Kräfte, welche niemals wieder bey irgend einem Volke so geblühet; das Verderben der alten Verfassungen und die Anfänge des bald entscheidenden Einflusses der Barbaren.

Tacitus als Jüngling sah auf Trümmern des großen Freystaates der Römer jene raschen Umwälzungen, die er nachmals in seinen Hi-

storien beschrieben. Das männliche Alter verging ihm größtentheils in den dumpfen Schrecknissen der fünfzehn Jahre Kaisers Domitianus. Darauf, noch nicht weit vorgerückt im Alter, pries er zwar an Trajanus den trefflichsten der Herrscher, betrauerte aber den, selbst für die größte Persönlichkeit unaufhaltbaren, Verfall des alternden Weltreiches, das keine Bürger mehr, nur Unterthanen und Soldaten hatte.

Beide Geschichtschreiber demnach lebten in Zeitaltern des sichtbaren Sinkens. Doch war die Welt des Griechen ungleich lichter und freyer. Auch wird er von Aristophanes, Xenophon und Platon beleuchtet, der Römer nur von Seneca, Suetonius und Juvenalis.

Merkwürdig ist ferner die Aehnlichkeit zwischen Beider persönlichen Schicksalen. Begabt mit allen Ansprüchen, im Großen thätig zu seyn, wurden sie durch die Uebermacht widerstrebender Verhältnisse zu thatenloser Stille gezwungen. Am Staatsruder mußte Thucydides

einen Lederhändler, Tacitus raubgieriges Hofgesinde sehen. Jener, aus dem öffentlichen Leben in den Privatstand zurückgedrängt, verlebte zwanzig Jahre in Verbannung fern der unruhvollen Vaterstadt; dieser ergraute in zwar glänzenden, jedoch bedeutungslosen Würden. Allein dem ersten war in seinen Herrschaften auf der Küste Thraciens, wie etwa nunmehr Pflanzern in fernen Weltgegenden, ein, wenn auch nicht erfreuliches, doch selbstständiges Daseyn bereitet; der andere trug allezeit die Fesseln eines unnatürlichen Zustandes der Gesellschaft, worin er von den Halbwilden des Nordens, unseren Voreltern, nicht ohne Zuneigung und eine Art von Sehnsucht sprach.

In dem Gemüthe Beider konnte sonach jener Unmuth nicht fehlen, welchen, bey dem mächtigen Bewußtseyn ungemeiner Tüchtigkeit, ein unbesiegbares Hinderniß ihres Hervortretens in die Welt erzeugt. Aber nicht gelähmt, nur abgeleitet, richtete sich all ihre

Thatkraft auf die Verfassung der Schriften, ewiger Denkmale ihres Geistes. So glorreich als sie je hätten einen Befehlstab halten mögen, führten sie den Griffel der Geschichte; und wie viel Herrliches auch von ihnen, an der Spitze ihrer Völker, zu erwarten gewesen wäre, hat doch die Nachwelt sich zu freuen, daß ihnen die Thätigkeit verwehrt war, in deren Ermangelung sie Geschichtschreiber wurden.

Zur Ausarbeitung schritten Beide, nach langer Vorbereitung, erst in Jahren, die sonst zu großen Unternehmungen untauglich geachtet werden; sicher der unerschöpften Kraft, geschützt vor allen Verführungen der Jugend.

So verschiedenartig der Stoff ihrer Werke, so hat er doch darin Aehnlichkeit, daß Beide Zeiten und Ereignisse beschreiben, welche Ausartung, Auflösung und Zerstörung ankündigten oder herbeiführten. Uebermaß und Uebertreibung, hier der Freyheit, dort der Knechtschaft; Zügellosigkeit hier des Volkes, dort der Re-

gierung; Einheit hier ganz mangelnd, dort Alles verschlingend. Allein die griechische Völkerfehde hat, bey all ihrer Verderblichkeit, nicht das Greuelhafte der Thaten der ersten Kaiser; und ob sie gleich auf ein kleines Land sich einschränkt, ist sie ungleich lebenvoller als die Geschichte des Weltreiches; daher der Grieche seine Aufgabe als groß und inhaltreich mit eben so viel Grunde rühmt, als der Römer die Enge und Dürre der seinigen beklagt. Die erste wurde berühmter durch Thucydides, wie durch Homer der Krieg um Ilium; die andere anziehend durch Tacitus, wie mancher Abscheu erregende Gegenstand durch kunstreiche Darstellung eines Meisters.

Umfassende Kunde der Begebenheiten und ihrer Ursachen zu erlangen, wurde Beiden schwer, doch schwerer dem Römer als dem Griechen. Zwar auch dieser hatte Verfälschungen der Eigenliebe und Parteysucht zu bekämpfen; doch ihm standen freymüthigere

und reichhaltigere Mittheilungen der Augenzeugen zu Gebote. Auch war er allem was er beschrieb, obwohl nicht nahe, doch gleichzeitig; der Römer nur dem kleineren Theile. Noch mehr, dem Griechen lag das Meiste offen, da seinem Zeitalter noch der Vorzug blieb, daß öffentliche Angelegenheiten öffentlich verhandelt wurden; der Römer, schon in Zeiten, wo das Wichtigste geheimer und schriftlicher Berathung heimfiel, mußte in die Verborgenheit der Gemächer und in die spröde Verschlossenheit der, damals schon zahllosen, Staatsschriften eindringen. Daher dem ersten mehr Gewißheit als dem andern zu Theil wird; jener allezeit nur darzustellen, dieser oft erst aufzudecken hat; und jenem die bereits verhallten Gerüchte nicht, wie diesem die aufbehaltenen, beschwerlich fallen.

Gleich streng indeß verfahren Beide in der Prüfung und Würdigung. Eiferer für die Gründlichkeit, erklären sie sich mit großem

Nachdrucke wider das Märchenhafte, womit den Lesern Andere geschmeichelt, und wider unrichtige Vorstellungen, die über wichtige Zeitpunkte verbreitet waren. Unzugänglich den Täuschungen eines wohlwollenden Gemüthes, zeigen sie Alles, nicht wie der gute Mensch es wünschte, sondern wie es dem Hellsehenden sich darstellt.

Unverkennbar ist an Beiden die Absicht und die Zuversicht zu lehren: nicht bloß das Geschehene, sondern auch desselben Art und Sinn; dadurch aber die folgenden Geschlechter zu unterrichten. Denn sie betrachten die Geschichten, welche sie beschreiben, als Vorbilder aller derjenigen, welche in der Zukunft, unter ähnlichen Umständen, sich zutragen werden. Durch Auslegung der ersteren glauben sie vorzubereiten auf die letzteren; durch Erörterung der großen Verhältnisse Eines Staates aller Geschick zu deuten, und durch ihre Beobachtung Andern anstatt eigener Erfahrung

zu dienen. Darein setzen sie den Werth ihres Unternehmens; unterhaltend seyn wollen sie nicht; dem Lehrreichen ist all ihr Streben gewidmet. Mit welchem Erfolge, das kann nicht erklärt noch begriffen, nur erfahren und erkannt werden. Darlegen aber läßt sich allerdings, warum beiden Männern, nach dem Gefühle derjenigen, die mit ihnen vertraut geworden, ihr hoher Vorsatz ungleich trefflicher, als allen andern, die eben denselben auch gefaßt, gelungen sey. Es scheint der Grund vornehmlich in der Ueberlegenheit ihres Geistes, zugleich aber in der Mäßigung, womit diese wirkt, zu liegen; sodann in dem glücklichen Fleiße, womit sie ihre Darstellungen zu Kunstwerken ausgebildet; oder, um es kürzer zu sagen, in ihrer Wahrheit und in ihrer Schönheit.

Ganz Meister ihres Gegenstandes, niemals von ihm übermannt, bewahren sie, mitten unter den Bewegungen, welche sie zu schildern haben, und die ihnen selbst nahe gehen, eine

unbefangene freye Seele. Zwar ist dem Thucydides vorgeworfen worden, daß er die Untugenden der Volksherrschaft, von welchen er selbst gelitten, absichtlich schlimmer als sie waren, geschildert habe. Allein die Thatsachen, die er vorträgt, stehen nicht zu bezweifeln; und daß er sie vergrößert, kann man nicht denken, wenn man sieht, einmal, wie aufrichtig er die Gesetzlosigkeit auch des Gegentheiles bemerkt; dann, wie ruhig er sogar von Kleon spricht, das Gute, was auch dieser Volksführer haben mochte, nicht herabsetzt, das unverdiente Glück ihm nicht mißgönnt, und, da ihn seine Tollheit endlich in's Verderben führt, sich begnügt, zu sagen: er habe geglaubt, Einsicht zu haben, weil er Glück gehabt.

Nachdrücklicher noch wird Tacitus von Manchen beschuldigt, daß er aus Freyheitsliebe das anfangende Kaiserthum zu gräßlich dargestellt. Sowohl das Ungeheure, seltsam Schauderhafte in vielen seiner Nachrichten,

das besonders für schuldlose Unerfahrenheit und behagliche Beschränktheit in's Unglaubliche geht, als auch sein oft hervorbrechendes Gefühl des stolzesten Unwillens konnte wohl zu jenem Verdachte führen. Es kommt hinzu, daß er das Laster durch Schmach bey der Nachwelt zu schrecken, für einen Theil seines Berufes selbst erklärt, den er treulich erfüllt hat, da Tiberius durch ihn unsterblich ist, ganz anders freylich, als er zu hoffen wenigstens vorgab. Dennoch ist erwähnte Beschuldigung ganz grundlos. Für das Wesentliche der Nachrichten selbst hat Tacitus die gleichzeitigen sowohl, als die etwas späteren Schriftsteller alle zu Gewährsmännern; es ist keiner, der ihm widerspräche. Daß auf seine Bearbeitung Haß der Alleinherrschaft gewirkt, ist von dem Schriftsteller nicht glaublich, der selbst dem Kaiser Claudius noch einiges Verdienst läßt; der von den letzten Zeiten des Freystaates mit ebensoviel Abneigung als von

den ersten des Kaiserthumes spricht; der seinem Zeitalter nicht die mindeste Anlage zu einer freyen Verfassung zutraut; der endlich die billigste und mildeste Gesinnung nicht nur an vielen Stellen bezeigt, sondern auch in einigen ausdrücklich bekennt.

Das achtungsvolle Vertrauen zu beiden Geschichtschreibern, welches diese Geistesfreyheit ihrem Leser einflößt, wächst durch die unwiderstehliche Ueberzeugung von ihrer hohen Weisheit. Klio, sieht man, ist der Göttinnen eine, welche, nach dem Dichter, überall sind und Alles wissen. In der Reihe der Begebenheiten läßt kein Glied und keine Fuge sich vermissen. Alle Tiefen der menschlichen Natur sind aufgeschlossen, alle Leidenschaften enthüllt, alle jedoch auf eine, die Lust des Herrschens, zurückgeführt. Dagegen wird von Beiden das unerforschte Gebiet des Uebersinnlichen niemals betreten, leise nur berührt; die oberste Ursache bleibt in heiligem Dunkel.

Bemerkbarer ist übrigens die Philosophie bey dem Römer als bey dem Griechen; wie aus der Fremde erworbenes Gut mehr als einheimisches gemeiniglich in's Auge fällt.

Am meisten endlich wird das Ansehen Beider durch ihre sittliche Würde begründet. Viel weniger, als andere Alte, befangen in der Eigenthümlichkeit ihres Volkes und Zeitalters, erkennen und achten sie den Menschen. Was da seyn sollte, sehen sie und weisen es nach, obgleich ihr Amt nur scheint zu zeigen, was da war. Gefaßt ergeben sie sich wohl in die Nothwendigkeit; ihr besseres Wissen jedoch erliegt ihr nicht, sondern schwebt darüber. Es findet sich bey ihnen keine halbe Meinung, noch eine kalte Ueberzeugung, sondern es ist alles ihr hoher Ernst. Das Edelste behandeln sie mit Liebe; wie der Grieche bey Perikles und Brasidas, so verweilt der Römer bey Thrasea und Helvidius. Uebrigens der Zeit gemäß, ehrt jener mehr das Staatsgesetz, und dieser die Vernunft.

Wie groß auch und selten diese Eigenschaften, welche nur zusammen die ganze Wahrheit erzeugen und verbürgen; so empfangen sie doch ihre volle Macht erst von der hinzutretenden Schönheit, welche nicht besticht noch blendet, aber rührt und eindringt. Beide Geschichtschreiber begnügten sich nicht mit flüchtigem Hinwerfen ihrer Forschungen und Ansichten; vielmehr wandten sie auf künstlerische Ausarbeitung nicht mindere Sorgfalt, als je der Urheber eines in Tempeln aufzustellenden Götter- oder Heldenbildes. Daher das Werk des Griechen selbst von dem wider ihn parteyischen Dionysius für ein Kunstwerk erklärt wird; und zwei berühmte Dichter neuerer Zeit in ihrer Behandlung eines aus dem Römer gezogenen Stoffes für Gewinn geachtet haben, ihm treu folgen zu können.

Zwar ein wichtiger Theil der Kunst, die Anordnung, ist in beiden Geschichtswerken kunstlos. Vornehmlich auf Genauigkeit be-

dacht, halten die Verfasser überall sich an die Zeitfolge; noch fester der Grieche als der Römer, der, um auszuruhen von den einförmigen Geschichten des Innern, manchmal doch etwas länger bey den auswärtigen stehen bleibt.

Dagegen zeigt sich in der Auswahl der Sachen schon ein bildnerischer Sinn. Hätten wir noch das Buch des Kratippus, der zusammengetragen, was Thucydides hat liegen lassen, und irgend eines jener übermäßig gedehnten Geschichtbücher aus Tacitus Zeit, worüber Juvenalis spottet, so könnten wir nicht ohne Belehrung übersehen, was und wie vieles beide Männer als unerheblich oder für ihren Zweck untauglich übergangen. Noch strenger als der Römer ist auch darin der Grieche. Was dem Kriege, den er beschreibt, ganz fremd ist, kein Licht auf desselben Gang wirft, schließt er, so glänzend es im Uebrigen seyn mag, von seiner Darstellung aus. Keine Meldung des Phidias, keine der gleichzeitigen

großen Dichter; Perikles erscheint als der edelste der Staatsmänner, doch gar nicht als Beförderer der schönen Kunst. Nicht so sparsam durfte der Römer seyn. Da er die Ausbildung einer Alleinherrschaft darzustellen hatte, so mußte er seinem Werke größere Ausstattung geben, damit der Zustand Roms und seiner Welt recht kenntlich würde; doch that er es mit Maß und wählte Züge, auch von wenig bemerkten Seiten, aber nur bedeutende. Indessen vereinigt sich das Verfahren beider Männer wieder darin, daß sie von gleich wichtigen Sachen die einen in das hellste Licht setzen, die andern kurz erwähnen; wo entweder von den ersteren, nicht aber von den letzteren, genaue Nachrichten vorhanden waren, oder an jenen, nicht an diesen, die Entwickelung merkwürdig ist, oder diese, wegen durchgehender Aehnlichkeit, gewissermaßen schon in jenen enthalten sind.

Daß sie in der Behandlung sich merklich von einander unterscheiden, scheint von der Verschiedenheit des Gegenstandes mehr, als der Anlage und Neigung herzurühren. Es sind bey dem Thucydides zwei streitende Mächte, die einen offenen Krieg führen; an die eine oder die andere schließen alle Griechen sich an; fast in alle Städte und in alle Verhältnisse dringt der Zwiespalt; die Absichten, die Kräfte, die Anstrengungen sind auf beiden Seiten gleich; die Glückswechsel zahlreich; der Ausschlag lange ungewiß. Bey Tacitus wird der Herr des Heeres allmählig Herr des Staates; er handelt; alles übrige duldet; Widerstand ist noch, aber im Stillen; offenbarer Streit nur, wo das Heer selbst getheilt ist. Jene Entzweiung, diese Gährung; jener scharfe Gegensatz, diese trügliche Einheit; jener offene Krieg, dieser tückische Friede, konnten nicht auf gleiche Art behandelt werden. Fast alle Vorbereitung und Erklärung der Begebenhei-

ten, ihre Seele ist bey dem Griechen in den Reden, der eigentlichen Stärke seines Werkes; in der Erzählung tritt er selten persönlich auf; er ist selbst Zuschauer, und lenkt nur zuweilen die Aufmerksamkeit oder schärft sie durch eine anspruchlose Bemerkung. Der Römer hat die Fülle seines Geistes über die ganze Darstellung ergossen; immer giebt er sichtbar nur seine Anschauung wieder, und mit ihr sein Gefühl. Man könnte sagen, daß uns Thucydides auf einen durch ihn nur geordneten Schauplatz, Tacitus vor eine lange Reihe größerer und kleinerer, von ihm entworfener, Gemälde führe. So bewundernswerth des ersten Enthaltsamkeit, ist des andern Kühnheit; da jener mit derselben Zuversicht sich entzieht, mit welcher dieser sich mittheilt. Es folgt übrigens aus jener Verschiedenheit der Sache auch dieses, daß Thucydides gewöhnlich nur Gemeinheiten, Massen oder wenigstens Gruppen, Tacitus mehr Einzelne aufführt. Dieser bedarf auch

deßhalb der Charakterzeichnung; bey jenem ist sie unnöthig, schon darum, weil seine Helden redend auftreten, und zu seiner Zeit noch, was ein Mann öffentlich sprach, für Ausdruck seiner Gesinnung durfte gehalten werden. Wohl ergreift auch der Römer jeden Anlaß, merkwürdige Personen redend einzuführen; allein die Art der Zeit ist mehr das Gespräch oder der Geschäftsvortrag, als die frey einherschreitende Rede.

Beiden Geschichtschreibern endlich ist vor allen ihren Vorgängern und Nachfolgeru am besten gelungen, den für Geist und Inhalt ihrer Werke schicklichsten Vortrag zu erfinden und zu behaupten: gleichförmig ohne Eintönigkeit, ernst ohne Steifheit, düster ohne Trübe, und besonders stark ohne Rohheit. Denn auch das Düstere hat bey ihnen Licht und Glanz; freythätig ist ihr Ernst und durch Weisheit gemäßigt ihre Stärke. Diese herrscht in jener Kürze des Ausdruckes, welche, keineswegs un=

vollständig, nur der Zerstreuung widersteht; in der strengen Auswahl der Worte, und in der kühnen Freyheit der Wortfügung. Gleich weit entfernten sich beide Männer von der gemeinen Schreibart ihrer Zeit; und Beide mußten mit ihrer Sprache gleich schöpferisch verfahren. Denn vor Thucydides war das Erhabene den Dichtern allein eigen; die ungebundene Rede stand noch auf den Stufen schlaffer Natürlichkeit oder weicher Zierlichkeit; er gab ihr Nerv. An Tacitus hingegen ist zu sehen, was eine Sprache, selbst nachdem sie ihre Ausbildung schon überlebt hat, gleichsam jugendlich im hohen Alter noch vermag. Er fand sie schon überfein, verzärtelt; durch ihn ward sie wieder gestählt. So wenig indessen als der Grieche, verläugnete der Römer ganz den Ton des Zeitalters; wie man bey jenem etwas von der Pracht des Gorgias, so findet man bey diesem, unbeschadet der Kraft, die Feinheit der Sprache einer Welthauptstadt.

Daß aber und warum Beiden fröhliche Anmuth und leichte Verständlichkeit fehle, ist minder schwer einzusehen, als wie man dazu kam, solche, mit ihrem Wesen unvereinbare, Eigenschaften an ihnen zu vermissen.

Bemerkungen

über den Sinn und Gebrauch des Wortes

Barbar.

Gelesen am 12. Oktober 1814.

Wie abhängig von dem alten Griechenlande die ganze Bildung der neueren Völker sey, wird nicht am wenigsten beurkundet durch eine Anzahl Worte, deren wir uns, gleich den Römern, nothgedrungen bedienen, unvermögend, sie durch eigene zu ersetzen. Untersuchungen über diese Worte sind ein nicht unwürdiger Gegenstand historischer Forschung, welche aus dem Urbegriffe den späteren Gebrauch, wie sehr auch dieser von jenem abweichen mag,

beleuchten, und dabey in diesem Wandel der Bedeutung merkwürdige Eigenthümlichkeiten in der Sinnesart und den Vorstellungen der Völker wahrnehmen wird.

Ein solches ist das Wort Barbar; in allen abendländischen Sprachen, seit der Römer Zeit, ein unerfreulicher Ton, welcher Verachtung oder Abscheu gegen Einzelne oder gegen Völker zu erkennen giebt und in der neueren Zeit, aus Unkunde der ursprünglichen Bedeutung, von mancher eitlen Anmaßung höchst willkürlich gebraucht wird.

Man weiß, bey den Griechen hieß jeder Ungrieche Barbar. Allein hätte das Wort den Ungriechen bloß als solchen bezeichnet, nimmer wäre es in andere Sprachen mit so ganz verschiedener Bedeutung übergegangen. Das Verhältniß, in welchem die Griechen gegen alle Ungriechen entweder standen oder sich dachten, war in dieses Wort gelegt und ist der erste Grund seiner späteren Bedeutung.

Frühe schloß Griechenland sich ab, nicht als ein Staat, nicht einmal als ein Staatenbund, aber als eine Zahl selbstständiger, verwandter, von nun an ihre Reinheit von fremdem Blute streng bewahrender Stämme. Doch in Sitten und Verfassung bestand noch große Aehnlichkeit zwischen den Griechen und den Meisten ihrer Nachbarn selbst zur Zeit der Sammlung der homerischen Gedichte, worin nicht nur das Wort Barbar nicht vorkommt, sondern auch die Griechen und ihre Gegner nicht sehr verschieden an Gesinnung und Lebensart erscheinen, es wäre denn, daß man für gewisse Züge, wo den Ersteren mehr Würde als den Andern gegeben zu seyn scheint, einen historischen Grund annähme.

Allmählig aber, wie das europäische Griechenland an Kräften zunahm, und sich durch zahlreiche Ansiedelungen nach allen Seiten hin ausdehnte, trat der Unterschied hervor, und der große Freyheitskrieg machte ihn zu einer

Scheidewand. Zum erstenmale, seit dem Zuge wider Troja, und für eine ungleich höhere Sache durch die Noth größtentheils vereint, lernten hier die Griechen sich selbst als Ein Volk kennen.

Nach dem Verluste bey Thermopylä, der wohl so ruhmvoll war als ein gewonnenes Treffen, ward ihr Entschluß, alles an diesen Kampf zu wagen, durch drei herrliche Siege über einen vordem unüberwindlich geachteten, der Zahl nach äußerst überlegenen, Feind gekrönt, und das in Gefahr und Anstrengung bereits entwickelte Selbstgefühl zu gerechtem, freudigem und edlem Stolz erhöhet, während Haß und Geringschätzung der Ueberwundenen bey ihnen auf das Höchste stieg. Denn sie hatten Xerxes in der Nähe gesehen, den unumschränkten Herrn des vordern und mittlern Asiens, der hundert Völkerschaften, theils rohe aber streitbare, theils weichliche aber kunstfleißige, nach Griechenland geführt und damit

einen Theil des kleinen Landes verwüstet, aber nach der ersten Schlacht alsbald die Flucht ergriffen hatte. Was sie vernahmen oder sahen von der Eitelkeit, der Hoffart, der Ueppigkeit und wilden Laune des Herrschers, von den Gräueln, die er an den Heiligthümern und allem Wehrlosen und Ehrwürdigen begangen, von der knechtischen Unterwürfigkeit seiner vornehmsten Diener, von der Rohheit oder Feigheit, überhaupt dem unedlen Wesen der ihm dienenden, d. i. fast aller, Griechenland umgebenden und ihm bekannten Völker; Alles mußte sie mit Widerwillen und Verachtung zugleich erfüllen. Dieser gleich verhaßte und verachtete Feind hieß von nun an vorzugsweise der Barbar.

Bald in des Feindes Land getragen, wurde der Krieg so kraftvoll und glücklich fortgesetzt, daß der geschreckte und gedemüthigte Beherrscher Asiens um Schonung bitten mußte. Nie war ein Friede ruhmvoller für den Sieger; alle

Inseln der Griechen, alle griechische Städte auf der Küste Kleinasiens wurden dadurch von dem fremden Joche, unter welches sie ehedem eine nach der andern gerathen waren, gelöst. Daß nunmehr alles griechische Land frey war und dem Barbaren über keines mehr die mindeste Gewalt zustand, berechtigte das Volk, welches mit seiner Kraft allein so großes ausgerichtet, noch mehr, groß von sich zu denken und sich als ein vollkommenes Ganze zu betrachten.

Ob nun gleich unter ihnen selbst in kurzem blutige Fehden ausbrachen, jedoch nicht um Herrschaft, sondern um Ehre, gleichwohl ging die Uneinigkeit noch lange nicht in verderbliche Erbitterung über, und zerriß nicht, sondern unterbrach und störte nur zu Zeiten die Verbindung der Griechen. Diese ward vornehmlich durch jene hohen Feste unterhalten, woran alle ihre Stämme thätigen Antheil nehmen mochten, alle Ungriechen dagegen so wenig, daß selbst ein macedonischer König, ungeachtet

er im Freyheitskriege sich um Griechenland verdient gemacht, nicht eher zugelassen ward, als bis er seine griechische Herkunft streng erprobt. Und wie in diesen Festen das ganze Volk an die geschlossene Verwandtschaft aller seiner Stämme erinnert wurde, — so, und vielleicht noch bedeutungsvoller, die edelsten aus denselben, durch den geheimen Gottesdienst zu Eleusis, welcher gleichfalls allen Ungriechen verboten war. In dieser Zeit nun und bey fortlebendem kriegerischem Sinn und Triebe, jedoch mehr in Wettstreit als in Streit, entwickelte sich die höchste Bildung, zu welcher jemals ein Volk gediehen ist. Denn wäre von dieser Zeit nichts übrig, als einige Schauspiele des Sophokles und die Gewißheit, daß sie nicht etwa nur von einzelnen Lesern bewundert, sondern vor den Bürgern Athens und ihren Gästen aus allen Theilen Griechenlands mit einem Beyfalle aufgeführt worden seyen, den, wie wir durchaus genöthigt sind

anzunehmen, eigenes Verständniß und Gefühl hervorbrachte; so würde dieser einzige Zug hinreichend und vielleicht sprechender als alle Denkmale der Bildnerey und Baukunst, so unvergleichlich auch diese sind, die seitdem von keinem Volke mehr erreichte Höhe der Bildung des griechischen bewähren. Ausführlich ist hierüber an diesem Orte früher von einem berühmten Mitgliede dieser Akademie gesprochen worden; in dessen Darstellung andere Gelehrte zu viel Lob der Griechen vielleicht nur darum fanden, weil sie nicht genug erwogen, daß, wo große Tugenden, durch ein Naturgesetz auch große Fehler sind; und daß, wer ein Volk ausnehmend lobt, ihm doch nicht Vollkommenheit überhaupt, sondern bestimmte Vorzüge vor andern zuschreibt.

Von dieser Bildung nun wie groß war der Abstand aller Völker, mit welchen Griechenland durch Handel und Ansiedelungen in immer mehr lebhaften und vielfachen Verkehr

trat! Mit Ausnahme Karthago's und vielleicht Etrurien's, gar nirgends ein geordnetes gemeines Wesen; alles entweder in wilder Ungebundenheit oder in schmählicher Knechtschaft. Nördlich eine Menge roher Stämme, vom bürgerlichen Leben beynahe so entfernt, als jetzt die Anwohner des Missisippi, und gegen die griechischen Pflanzstädte so furchtbar feindselig, als diese oftmals gegen die europäischen. In Asien und Afrika theils eben dieselbe Wildheit, theils eine vielleicht schlimmere Verfeinerung; ein Kaiserthum, in welchem alles Edle, selbst des persischen Stammes, seitdem sein Haupt zu dieser Oberherrschaft gelangt war, unterging; durchaus willkührliche Macht dieses Oberherrn, und, so weit er es zuließ oder auch nicht hindern konnte, seiner Diener; und unabläßiges Bestreben, noch mehr Völker in diesen Kreis, worin die Menschheit verdarb, einzuschließen, und besonders Griechenland, nachdem es den Versuch der Eroberung so

siegreich abgewiesen, durch Bestechung der Mächtigen in Zwietracht und Verwirrung zu stürzen.

Dieß ist nun der Standpunkt, von welchem man die Ausbildung der ganzen Fülle widriger Begriffe, die in dem Worte Barbar lag, zu betrachten hat. Es zeigt sich dieser Stolz der Griechen, die so hoch, wie niemals ein anderes Volk, über ihren Nachbarn standen, gänzlich verschieden von dem mitleidenswerthen Dünkel anderer Völker, sowohl alter als neuer, die, in ärmlicher Beschränktheit, doch das Ausland, seiner Vorzüge unkundig, verachteten, und gegen die Fremden sich Benennungen von derselben Art wie Barbar erlaubten.

Die Meisten, sagt bey Platon Sokrates, theilen das menschliche Geschlecht in zwei ungleiche Hälften, Griechen und Barbaren; indem sie auch die letzteren als e i n Volk ansehen, obgleich viele einzelne Stämme, die darunter begriffen sind, wenig mit einander gemein haben. Doch war Eines allen gemein; Entbehrung der

griechischen Bildung im weitesten Sinne und Befangenheit in Sitten, welche dieser Bildung mehr oder weniger entgegengesetzt waren. Ob also gleich Unterscheidungen und Abstufungen statt fanden, indem, nach dem Maaße jener Entfernung von griechischer Art, ein Volk barbarischer als ein anderes geachtet wurde, so umfaßte man doch mit Einem, jenen Zustand bezeichnenden, Namen nicht nur die Perser, welche jedoch vorzugsweise Barbaren hießen, sondern auch die Karthager, deren Freystaat doch selbst Aristoteles rühmte und der Vergleichung mit den griechischen würdig fand; auch die unabhängigen Thracier, ungeachtet ihrer trotzigen natürlichen Freyheit; auch die in Handel und Kunstfleiß vortrefflichen Phönicier; auch die Aegyptier, bei aller Achtung der Griechen für ihre Alterthümer und Ueberlieferungen; auch die Macedonier, obgleich ihr König Archelaus griechische Litteratur pflegte und so verehrte, daß er dem Dichter Euripides,

den er an seinen Hof geladen, einen seiner vornehmsten Diener, der jenen beleidigt hatte, zur Geißelung übergab. In Vergleichung mit der mangelhaften Persönlichkeit jener Völker im Ganzen, schienen die einzelnen, einseitigen, zum Theil zufälligen und erborgten Vorzüge derselben den Griechen, die nur eigene allseitige Tüchtigkeit ehrten, unerheblich.

Hiernach scheint nicht gegründet, was vor Kurzem ein vortrefflicher Gelehrter aufgestellt hat, daß die Griechen nur auf Freyheit, Charakter und Sinn, nicht auf höhere Bildung stolz gewesen seyen, und nur die Knechtschaft der Barbaren verachtet, ihre Weisheit aber hoch geachtet haben. Freyheit, Charakter und Sinn ausschließend zu besitzen, konnten wohl die Griechen sich nicht einbilden; aber so weit ihre Kunde reichte, war nirgends so hohe Bildung wie bey ihnen. Auch gestanden sie nicht Weisheit den Barbaren zu, sondern nur den meist verdienstlosen Besitz manches allerdings

schätzbaren Wissens. Dagegen zeigt ihre Verachtung der Sprache der Barbaren, wie wenig Bildung sie denselben zugetraut. Ein alter Kunstrichter hat nachgewiesen, wie in den Schriften der Griechen die Barbaren fast überall, wo sie redend eingeführt werden, in rohen Gleichnissen, in harten Wendungen, mit unverständiger Selbstzufriedenheit sprechen. Ja in einer Stelle des Aristophanes wird unzweideutig das Wort Barbar anstatt der Rede unfähig gebraucht. Ueberhaupt war angenommen, daß bey den Barbaren alle Geistesbildung darniederliege und von den Herrschenden verfolgt sey.

In dem Zeitalter der Wissenschaft und Kunst, das mit dem Zeitalter des hohen Sinnes und der großen Thaten begann, aber weit darüber hinaus dauerte, erhielt die Vorstellung von der Eigenthümlichkeit der Barbaren und ihrem Verhältniß zu den Griechen desto bestimmtere Gestaltung, weil sie nicht mehr so

mächtig in den Gemüthern war, und das Bedürfniß, sie zu wecken, entstand. Daß den Griechen die Herrschaft über die Barbaren zustehe, sangen die Dichter, lehrten die Philosophen, predigten die Redner. Eben diese bemühten sich, den Griechen einzuprägen, daß unter ihnen allen natürliche Freundschaft obwalte, zwischen ihnen und den Barbaren aber natürliche Feindschaft.

Die Völker in kalten Ländern und in Europa, sagt Aristoteles, sind voll Muth, an Sinn und Kunstanlage aber arm. Daher haben sie zwar Freyheit, aber keine Staatsverfassung, und vermögen nicht ihre Nachbarn zu beherrschen. Die Asiaten hingegen sind zwar sinnreich und kunstfähig, jedoch ohne Muth, daher bleiben sie in Unterwürfigkeit und Knechtschaft. Aber das Volk der Griechen vereinigt in sich beiderlei Eigenschaften, so wie es auch in der Mitte zwischen jenen beiden wohnt. Darum genießt es der Freyheit und der besten

Staatsverfassung, und vermöchte, wäre es in Einen Staat verbunden, die Welt zu beherrschen.

Eben dieser Philosoph unterscheidet sorgfältig zwischen Knechten, die es von Natur, und solchen, die es durch Gesetze sind. Es waren schon zu seiner Zeit Manche der Meynung, alle Menschen seyen, kraft der vernünftigen Anlage, einander gleich, und daher die Knechtschaft immer ungerecht. Aristoteles dagegen läßt eine Gleichheit, vermöge der bloßen Anlage, nicht zu, sondern lehrt: von der Natur seyen zu Knechten diejenigen bestimmt, bey welchen der Leib über den Geist die Oberhand habe; diesen sey die Knechtschaft zuträglich, ja nothwendig, und daher gerecht. Als solche Knechte von Natur erklärt er die Barbaren, und als löblich, einen Krieg, der unternommen werde, um sie in ein solches Verhältniß zu den Griechen zu setzen.

Hierin stimmt er ganz mit Platon überein, dessen Rechtslehren er sonst größtentheils

bestritt. Das griechische Geschlecht, sagt nämlich Platon, ist unter sich befreundet und verwandt, den Barbaren aber fremd und ungeneigt. Kämpfen die Griechen mit Barbaren, so ist das Krieg, denn sie sind Feinde von Natur. Gerathen aber Griechen in Zwist mit Griechen, die von Natur ihre Freunde sind, so ist nicht Krieg, sondern Unordnung und Krankheit unter ihnen. Daher sollen sie auch nicht griechisches Land verheeren, nicht alle Einwohner als ihre Gegner ansehen, sondern nur wenige, des Zwistes Urheber; und an dem Siege sich genügen lassen, nicht, wie es gegen Barbaren recht ist, auf Unterjochung ausgehen.

Der Redner Isokrates, entrüstet über den schimpflichen Vertrag, wodurch Sparta dem Perserkönig alle griechischen Städte in Asien wieder Preis gegeben hatte, und über die Entartung vieler Griechen, welche den barbarischen Herrscher nunmehr den großen König nannten, bot alle Gewalt seiner Redekunst auf, eine

Verbindung aller Griechen wider ihre natürlichen Feinde zu bewirken. Sein Panegyrikus ist als die ewige Kriegserklärung der Griechen gegen die Barbaren anzusehen. Nachdem er alle von den Persern dem griechischen Volke zugefügten Kränkungen zusammengestellt, enthüllt er die Schwäche und Verächtlichkeit dieses Gegners; dessen Völker, so untüchtig zur Wehre als zur Sklaverey wohl abgerichtet, in allem schlechter seyen, als die Bettler unter den Griechen; dessen Heerführer, in Niederträchtigkeit und Schwelgerey erzogen, eben so feig als aufgeblasen, treulos gegen den Freund und gegen den Feind unmännlich, in vielen mißlungenen Unternehmungen und kürzlich in ihren vergeblichen Versuchen wider die im Herzen Asiens gestandenen zehntausend Griechen, ihre Unmacht gezeigt.

Was die Weisesten und Beredtesten so lange gefordert hatten: durch Vereinigung aller Kräfte, Sieg und Herrschaft über die Bar-

baren, das ward endlich den Griechen unter dem großen Macedonier, dessen Vater selbst noch von Demosthenes ein Barbar gescholten worden, gewährt, aber auf Kosten ihrer eigenen Freyheit. Im Dienste Alexanders und seiner Nachfolger gelangten sie zu größerem Glanze als je ihre Selbstständigkeit gehabt; zur Lust und Nahrung der Eitelkeit, die an die Stelle des alten Edelsinnes trat. Als der Kern der griechischen Bildung schwand, gediehen ihre Aeußerlichkeiten und Mitgaben dennoch und zum Theil noch fröhlicher als ehevor und breiteten sich weithin aus in mannigfaltigen Vermischungen mit Fremden. Nunmehr, in Verhältnissen des Staates fast auf gleicher Stufe mit den Ueberwundenen, hörten doch die Griechen nicht auf, diese als Barbaren zu verachten; immer noch emporgehoben durch die großen Erinnerungen, durch manche Spur und Regung der alten Freyheit, und durch den ihnen bleibenden Besitz der Gelehrsamkeit und Kunst.

Ihre Stelle, als gebietendes Volk, ward bald von den Römern eingenommen. Diese, in ihrer, von Anbeginn mehr auf Besitz als auf Persönlichkeit genommenen, Richtung, schieden sich nie von den Fremden so scharf wie die Griechen; daher hatten sie in ihrer Sprache kein dem Worte Barbar ähnliches. Im Gefühle ihrer eigenthümlichen Vorzüge und ihrer Macht verdroß es sie auch nicht, von Griechen und von ihren eigenen Dichtern, die aus dem Griechischen anfangs nur übersetzten, Barbaren genannt zu werden. Als aber Griechenland der römischen Macht, hingegen Rom der griechischen Wissenschaft und Kunst gehuldigt, machten und erhielten die Römer Anspruch auf eine ehrende Ausnahme von der widrigen Benennung alles ungriechischen. Es fehlte nicht an griechischen Gelehrten, welche die Verwandtschaft beider Völker nachzuweisen übernahmen; einer zeigte die Herkunft der lateinischen Sprache aus der griechischen; ein

anderer die griechische Abstammung der Römer selbst.

Von nun an wurden diejenigen Völker Barbaren genannt, deren Sprache und Sitte nicht entweder griechisch oder römisch war, sie mochten nun der römischen Herrschaft unterworfen seyn oder nicht. Als Gallien erobert wurde, sprach man davon als von der Unterwerfung eines höchst barbarischen Landes. Hundert Jahre darauf, da Gallien, als römisch gesittet, auch das Bürgerrecht empfing, sah man den Rhein als Gränze nicht nur des Reiches, sondern der Barbarey an.

Uebrigens erhielt das Wort Barbar, wohl nicht in der gemeinen, aber in der höheren Rede der Römer, alle die Bedeutungen, die ihm die Griechen gegeben hatten: wild, grausam, feig, unedel, würdelos, hoffärtig, weichlich, schamlos, niederträchtig, ungebildet, der Bildung feind, unwissend, ungeschickt, schlecht redend. Die Bedeutung Ungebildet war je-

doch vorherrschend. Da aber die römische Bildung ungleich weniger Eigenthümlichkeit und Einheit hatte, als die griechische, so mußte auch die Anwendung des Wortes ungleich schwankender seyn. Allgemeiner indessen, als bey den Griechen, wurde sie aus eben diesem Grunde. Cicero nennt mehrere seiner Mitbürger, und darunter selbst einen Consul, nachdrucksvoll Barbaren, was ein Grieche, selbst in der Leidenschaft, nicht leicht gethan hätte. Denn obwohl Isokrates, beynahe sich selbst widersprechend, alle ächter Bildung Theilhaftigen, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, für Griechen erklärt, so würde er doch die roheren unter seinen Landsleuten Barbaren zu nennen sich gescheut haben. Wie aber allmählig auch bey den Römern alle Bildung immer mehr an Innigkeit verlor und sich nur in das Aeußerliche verbreitete, so wurde späterhin mit Barbarey vielmehr der Gegensatz der Abgeschliffenheit als der Bildung bezeichnet, und

Barbarismus bedeutete Fehler gegen die Sprachlehre, nicht mehr gegen die Rede.

Als die gesittete Welt, durch das römische Kaiserthum noch tiefer, als einstmals Asien durch das persische verderbt, dem Andrange der Völker aus dem Norden so wenig widerstehen konnte, daß sie vielmehr in denselben Retter und Hersteller erkennen mußte, kam der Name Barbar, dessen jene Völker sich so wenig, als zu Fabricius Zeit die Römer, schämten, mehr als jemals zu Ehren. Denn jetzt mochte man mit Recht sich freuen, ein Barbar zu seyn. In dem Gesetze König Theodorichs des Großen sind, wie es scheint, die Gothen selbst mit diesem Namen bezeichnet. Am ersten ward er von den Franken abgelegt und auf andere Deutsche, jedoch Anfangs ohne widrige Bedeutung, eingeschränkt. Denn daß man Unchristen damit bezeichnet habe, ist nicht erweislich. Deutsche Priester nannten ihre Muttersprache selbst, je-

doch ohne Arges, barbarisch. Im Mittelalter, und noch später, wurden von den Italienern vorzüglich die Deutschen, und zwar mit Abscheu und Verachtung, Barbaren genannt. Deutsche Rechtsgelehrte, den Justinianischen Rechtsbüchern blind ergeben, eiferten wider die altdeutschen Gesetze, als barbarisch, da man sie im siebzehnten Jahrhunderte, allzu spät, hervorsuchte. Hundert ungründliche und einseitige Schriftsteller, vornehmlich seit Voltaire, legen in das Wort Barbarey, indem sie es, wie einen Fluch, über Theodorichs und Carls des Großen und Alfreds und der Ottonen und Friedrichs Zeit aussprechen, beynahe den altgriechischen Sinn. Der unbefangene Muratori aber, der es nur in dem späteren nimmt, macht sich doch den Gebrauch desselben, wegen seiner Zweideutigkeit, gewißermaßen zum Vorwurfe.

In der neueren Zeit bedient man sich oft des Wortes Barbar um Völker zu bezeichnen, welche zwischen den Stufen der Wildheit und

einer festen bürgerlichen Verfassung in der Mitte stehen. Unsere Vorstellung von dem Zustande der Völkerschaften, welche das römische Reich zertrümmert haben, veranlaßt und rechtfertigt diesen Gebrauch. Ein anderer hat nur in eitlem Dünkel seinen Grund. Manche, freylich nicht die Ehrenwerthen, unter einem neueren Volke, beschuldigen diejenigen der Barbarey, die eines gewißen Anstriches von Bildung entbehren, welcher den alten Griechen so nichtswürdig als den alten Deutschen geschienen hätte.

In der Christenheit steht heutzutage kein Volk zu dem andern in dem Verhältnisse der Griechen zu den Ungriechen. Aehnlichkeit aber hat die Stellung der christlichen Völker gegen einander mit derjenigen, die ein griechischer Staat gegen den andern einnahm; und ihr Verhältniß gegen die benachbarten unchristlichen Völker mit demjenigen, das zwischen Griechen und Barbaren bestand. In dem weiten Kreise

der europäischen Bildung, dem größten, den die Weltgeschichte aufweist, ist keine Völkerschaft barbarisch zu nennen; aber Einzelne sind es in allen Ländern und in allen Ständen. Ein Feind der Gelehrsamkeit, sagt Berkeley, ist ein Barbar; und da die ächte Bildung neuerer Zeit vornehmlich von der Gelehrsamkeit erzeugt, gepflegt und erhalten wird, so kommt diese, auch in Deutschland am meisten übliche, Bedeutung des Wortes der ursprünglichen, obwohl viel weiteren, am nächsten; wenn man nur, wie sich gebührt, als Feind der Gelehrsamkeit nicht ihren Verächter allein, sondern auch denjenigen ansieht, der sie binden und zwingen will.

Bemerkungen

über die

Schriften des M. Corn. Fronto

und über das

Zeitalter der Antonine.

Gelesen am 12. Oktober 1817.

Eigenthümlich ist dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, gleichwie die Entdeckung beider Indien, so das plötzliche Hervortreten fast aller großen Schriftsteller des Alterthumes aus langer Vergessenheit, und die schnelle Verbreitung ihrer Werke über das empfängliche Europa durch die jüngst erfun=

dene Buchdruckerkunst. Der folgenden Zeit blieb wenig zu entdecken übrig; wie in ihr die Länderkunde mehr verbessert als erweitert wurde, so hat sie auch mehr die Erkenntniß der auf sie gekommenen Denkmäler des Alterthumes vervollkommnet, als neu gefundener sich zu erfreuen gehabt. Die Nachlesen auf diesem Felde sind nicht belohnender, als auf dem andern, ausgefallen; mancher Fund an Handschriften ist als geringhaltig, so wie manches Eiland als werthlos, von den Entdeckern selbst verschmäht worden. Und gewiß, da überall die Nutzung wichtiger ist als der Umfang des Besitzes, wäre jenes frühere Zeitalter um das Glück des Entdeckens von uns nicht zu beneiden, wüßten wir nur, was da ist, mit einer Kraft, die solchem Reichthume gewachsen wäre, zu besitzen.

In unsern Tagen hat indessen die Entdeckung der Schriften M. Cornelius Fronto's auch bey denen die angenehmste Erwartung

erregt, welche durch die Bewunderung des Aeltesten gleichgültiger oder mißtrauischer gegen das Spätere gestimmt sind. Weniger das Lob, welches diesem Schriftsteller Macrobius und Eumenius, verdächtige Richter, beylegen, als die ehrenvolle Erwähnung seines Namens unter denen, welche Antonin der Weltweise als seine Lehrer rühmt, ließ einen bedeutenden Gehalt, einen ansehnlichen Zuwachs der alten Gelehrsamkeit hoffen. Aber selten ward eine gegründete Erwartung durch die Wirklichkeit empfindlicher getäuscht.

M. Fronto, aus Cirta in Africa gebürtig, erwarb sich als Sprachlehrer und Redekünstler zu Rom die Gunst der Kaiser, ein beträchtliches Vermögen, Sitz im Senate und das höchste Ehrenamt. Gänzlich eingenommen von dem Gewerbe, wodurch ein solches Glück zu machen war, scheint er die andern Zweige menschlicher Erkenntniß und Thätigkeit nur flüchtig und nicht ohne Widerwillen berührt

zu haben. Unglaublich sachleer sind daher seine Schriften, und nicht nur an Gedanken arm, sondern auch an bloßen Nachrichten; so daß kein Theil des Wissens, der ihnen Bereicherung verdankte, zu nennen ist. Nicht einmal Kunst des Vortrages oder würdige Neuheit in der Sprache bietet für diesen Mangel an Gehalt einigen Ersatz; es ist nicht, wie bey Tertullianus und Augustinus, die Glut, nur der Sand Africa's.

Gleichwohl ist der geschichtliche Werth der Schriften Fronto's nicht gering anzuschlagen. Sie gehören einem Zeitalter an, dessen Betrachtung so lehrreich ist, als irgend eines; dem Zeitalter des Absterbens der alten Welt. Zwar erhebt sich Fronto nie darüber, zeigt sich vielmehr überall vergnügt mit der Gegenwart, und ahndet nichts von ihrem Verhältniß zur Vergangenheit und Zukunft; neue Thatsachen sucht man bey ihm, wie schon bemerkt worden ist, vergebens; und die Beschränktheit seiner

Bildung und Bestrebung läßt zum voraus in allen Aeußerungen derselben Einseitigkeit erwarten. Allein diese ist ergiebig an Zügen, das Bild einer Zeit zu ergänzen und zu berichtigen, deren Helldunkel viele zu irrigen Vorstellungen verleitet hat.

Denn eines der vornehmsten Zeichen dieser Zeit, die Ueberschätzung und der Mißbrauch der Redekunst, verbunden mit der Ueberspannung und Verfälschung der Sprache, ist vielleicht nirgends deutlicher als in Fronto's Schriften. Sie haben alle nur einen Gegenstand: Beredsamkeit und Sprachkunst zu zeigen, zu empfehlen, zu preisen; es ist, als wäre auf der Welt nichts der Rede werth, denn eben sie selbst, „Ich kann froh abscheiden," so schreibt Fronto an seinen Zögling, Kaiser Verus, „hoch belohnt für meine Mühe und eines ewigen Ruhmes gewiß; denn du hast deine Beredsamkeit erprobt in deinem Schreiben an den Senat, und alle Welt kennt

mich als deinen Lehrer.“ Weniger zufrieden äußert er sich mit der Anhänglichkeit seines andern Zöglings, Antonin des Weltweisen, an seine Kunst. Er mahnt ihn ab von wissenschaftlichen Beschäftigungen, die weder angenehm noch nützlich wären, und hält ihm die Anmuth seiner jugendlichen Arbeiten vor: „gleichbedeutende Wörter zu sammeln, alte aufzusuchen und im Gebrauche zu erneuen, gemeine Wendungen zu veredeln, Redesätze mannigfaltig zu stellen, sie mit Bildern auszuschmücken und durch eine alterthümliche Farbe zu heben.“ Er geräth in Eifer, da er merkt, daß der kaiserliche Zögling den Ruhm des Denkers vorzieht: „sollte der Erdkreis, welcher dir redend übergeben ward, von dir an stumm werden? Wer einem Menschen die Zunge ausschnitte, der gälte für ein Ungeheuer; die Beredsamkeit dem menschlichen Geschlechte abzuschneiden, das könntest du für einen geringen Frevel halten?“ Derselbe Mann, der die

Gewalt des Kaisers als größer denn des Schicksals vorstellt, giebt Wohlredenheit für die nothwendigste Eigenschaft des Allgewaltigen aus. „Der Kaiser muß im Senate, was ihm gut dünkt, anrathen, zum Volke in der Versammlung reden, Briefe in alle Länder senden, die Oberhäupter anderer Völker ansprechen, Mißfallen über Unrecht, Wohlgefallen an guten Handlungen bezeigen, Aufrührerische dämpfen, Trotzige schrecken; das alles vermag er nur mit Wort und Schrift; und du solltest ein so nützliches Vermögen nicht ausbilden?" Dann macht er ihn auf die Verächtlichkeit der Herrscher, die auf Tiberius gefolgt sind, aufmerksam: „so abscheulich ihre Sitten und Thaten, so schandbar war ihre Rede. Sie hatten es nicht besser gelernt, möchte man sagen; aber warum herrschten sie denn?" Später lobt er zwar eine Rede Antonin's an den Senat, erhebt sich aber mit großer Wärme gegen einige Nachläßigkeiten des Vortrages in

denselben, und ermahnt den Kaiser, ja fleht ihn an, daß er sorgfältiger nach schicklichen Worten trachte. „Wie wir, sagt er, im Kriege, wenn ein Heer aufzubringen ist, nicht Freywillige nur dazu werben, sondern auch Dienstpflichtige, die sich verstecken, aufsuchen, so müssen wir, wo eine Macht von Worten nöthig ist, nicht nur diejenigen, welche sich von selbst einstellen, gebrauchen, sondern auch die verborgenen zu ihrem Dienste hervorzulocken wissen. Nicht dürfen wir gaffend und gähnend harren, bis uns etwa ein Wort von selbst, wie das Palladium vom Himmel, zufalle; sondern die Wohnplätze und Gehege der Wörter müssen wir kennen, damit wir auf den rechten Wegen sie aufsuchen.“ Solche Wege sind ihm die Schriften eines Ennius, Cato, Accius und anderer Gleichzeitiger; dahin weist er seine Zöglinge, damit sie alte Wörter zu neuem Gebrauche finden mögen; auch folgen sie dem Rathe und machen sich aus den alten

Büchern eine Menge Auszüge; er selbst bildet sich darnach unabläßig. Nur Cicero, Sallust, Virgil sind unter den Mustern noch geduldet; den Horaz schätzt er wegen seines Witzes, und als des Mäcenas Freund, dessen Garten nun sein Eigenthum ist; mit Widerwillen spricht er von Seneca und Lucan; des Tacitus erwähnt er gar nicht. All sein Bestreben ist, natürlich und doch kunstreich zu schreiben, und er hat kein Hehl, daß er sich Mühe gebe, die meisten Sätze in gerichtlichen Reden schroff und abgebrochen zu schließen.

Ein Kaiser, der sich Ermahnungen, daß er Kraftworte zusammenlese, gefallen läßt, und ein Redekünstler, der in vollem Ernste diese Beschäftigung dem Herrn der Welt empfiehlt; ein Ansehen der Redekunst, wo sie längst keine Macht mehr war, größer als in den Zeiten ihrer Macht; endlich eine Bildung, welche mit Bewußtseyn und Absicht rückwärts strebt; dieß sind höchst sonderbare und bedeutsame Erscheinungen, jedoch nicht schwer zu erklären.

Der Stifter des Kaiserthumes hatte, während einer ungewöhnlich langen Regierung, mit der Falschheit seines eigenen Wesens den ganzen Staat durchgossen. Aeußerlich ganz unversehrt, aber vielfach und fest umschlungen von der ganz neuen Fürstenmacht, standen die alten Formen, und es ward alles angelegt auf eine Herrschaft von Doppelsinn und Täuschung, wo die Gewalt Einem, der Schein, das Gepränge vielen zugetheilt war; ein seltsamer Zustand der Gesellschaft, nur mißbräuchlich Verfassung zu nennen, oft und viel erschüttert, und gleichwohl dauerhaft auf drey Jahrhunderte. Jenen Schein zu halten und zu heben, diente vornehmlich die Redekunst; zwar eine Tochter der Freyheit, aber nach deren Untergang sorgfältig erhalten und gepflegt, für ein gemachtes Bedürfniß. Sie mußte die Knechtschaft schmücken, indem sie das Glück der Zeiten pries; Freyheit lügen, indem sie zu überzeugen, zu überreden, gleich als wäre es nöthig, sich be-

mühte. Ihre Lehrer, zahlreicher als ehehin, geehrt und belohnt vor allen andern, übten sich und ihre Zöglinge an eingebildeten Sachen oder an Auftritten der alten Geschichte, mit Für und Wider. Das Zwecklose jener Bestimmung, das Gehaltlose dieser Vorübung verderbte bald die edle Kunst und würdigte sie zu Geschwätz herab. Und da in Glanz und Nachdruck der Worte einer den andern zu überbieten trachtete, und die Pflicht der Schmeicheley zu solcher Anstrengung der Rede nöthigte, daß schon in dem ersten Jahrhundert Gottheit, Göttlichkeit und Ewigkeit der Kaiserwürde beygelegt ward, so zeigte sich in dem Zeitalter der Antonine die Stärke der schnell ausgebildeten Sprache so erschöpft und abgenutzt, daß sie zu versagen anfing. Daher das Bestreben, sie zu der kraftvollen Einfalt ihres Jugendalters zurückzuführen; begünstigt, wie es schien, durch den alterthümlich einfachen, und auf Verjüngung des Staates

selbst gerichteten Sinn der Kaiser; aber fruchtlos, wie alle Versuche, die man gemacht hat und machen wird, Vergangenes neu zu pflanzen in der Gegenwart. Nicht der Geist der Vergangenheit, nur ihr Gespenst erschien dem unmächtigen Verlangen nach Frischem und Lebendigem; nicht kindlich wurde oder jugendlich, nur kindisch oder geckenhaft die Sprache; und alle Betriebsamkeit der Alterthümler offenbarte nur, vermehrte sogar die Geistlosigkeit, Oede und Unfruchtbarkeit dieser Zeit.

So thöricht es ist, auf ein Zeitalter zu zürnen, gleich als hätte es sich selbst erschaffen, so nützlich scheint es, grundlosem oder übertriebenem Lobe, das einem solchen gesprochen wird, zu begegnen, da Vorurtheil und Aberglaube auf dem Gebiete der Geschichte nicht minder schädlich sind als in der Naturkunde. Das Jahrhundert der Antonine ist gleich einem Sterne für gewiße niederträchtige und verderbliche Lehren, deren Anhänger, da sie in allen

edleren Anlagen des Menschen keine Zustimmung noch Hülfe finden, auch keinen ruhmwerthen Namen, der auf ihrer Seite stände, aus irgend einer Zeit anzuführen haben, dorthin zu deuten pflegen, als auf eine glanzvolle Bestätigung ihrer Meynungen durch die Geschichte. Denn, sagen sie, „wie ruhig und friedlich, wie geordnet und geschmückt das unermeßliche Reich! Wie lieblich die Verbrüderung von hundert Völkern, die einst selbstständig einander zerfleischt hatten! Wie unschädlich, ja wie heilsam die unbeschränkte, die väterliche Gewalt der Kaiser! Welche Einheit und Gesetzlichkeit, Würde und Milde der Regierung! Welch Blühen und Gedeihen auf der ganzen römischen Erde! das menschliche Geschlecht erholte sich von den Uebeln ehemaliger Trennung; es war seine glücklichste Zeit.“

Wohl läßt sich dieses prächtige Lob mit vielen Zeugnissen, theils gleichzeitiger, theils nicht viel späterer Schriftsteller belegen. Al-

lein diese Zeugnisse trifft nicht nur der allgemeine Verdacht gegen Aussagen aus einer Zeit, deren Sprache gänzlich verfälscht war, sondern dazu noch ein besonderer gleich schwerer. Das erste und das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung war so voll bitterer Leiden für die Völker des römischen Reiches, daß das zweite, in Vergleich mit jenen beiden, als ein goldenes erscheinen mußte. So ist, nach der Bemerkung eines gründlichen Kenners des Morgenlandes, die schwülstige Lobpreisung morgenländischer Herrscher in Liedern und Zeitbildern nicht immer absichtliche Schmeicheley, oft vielmehr Ausdruck wirklicher, durch das Gedächtniß schlimmerer Zeiten gesteigerter, Empfindung.

Einstimmig, ohne Widerspruch, sind aber selbst jene Zeugnisse nicht. Die Güte des Trajanus, lesen wir, gestattete, zu Anfang wenigstens, den Statthaltern verderbliche Willkühr, und ließ mancher unreinen Hand bedeutenden Antheil an der Staatsverwaltung. Aehn-

liche Gebrechen rügt an der Regierung Antonins des Frommen ein Lobredner der folgenden, der wohl wußte, daß ihm das Lob des Sohnes auf Kosten des Vaters nicht gefrommt hätte. Selbst Antonin der Weltweise ist, als viel zu weich in der Regierung, von seinem Gegner Cassius mit einem Tadel, der sich nirgends widerlegt findet, belegt worden.

Doch, ferne sey es, die gerechten Ehren jener Kaiser anzutasten, deren Persönlichkeit wie ein Wunder der menschlichen Natur in der spätrömischen Geschichte leuchtet. Auf ihnen, wie auf allen edleren Gemüthern, lastete niederdrückend die riesenhafte Unform der gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihnen nicht gegeben war zu lösen und umzuschaffen, nur zu lindern und in der zunehmenden Ausartung einige Zeit aufzuhalten. In der That, jene freudenlose Betrachtung der Welt, und jene schwermüthige Ergebung, wodurch das edle Buch Antonin's des Weltweisen so düster ist,

scheint nicht so wohl von den Lehren der Stoa, als von dem Eindrucke herzurühren, den auf ihn der Zustand der Menschheit seiner Zeit machen mußte, wenn er an die Jugend Rom's und Griechenlands, an die Camillus und Fabricius, die Solon und Aristides dachte.

Denn, sehen wir auch nur auf leibliches Wohlseyn; es ist darin nichts Kräftiges, nichts Blühendes, nur träges Genießen hier, dort kümmerliches Fristen des Lebens wahrzunehmen. In den Händen einer, verhältnißmäßig kleinen, Zahl Geschlechter waren die Reichthümer der Welt; und daß anderen gleich vornehmen Häusern, bey kleinerem Erbgute, doch ähnliches Wohlleben gesichert würde, dafür sorgte der kaiserliche Schatz. Unerschwingliche, höchst ungleich vertheilte Auflagen, unentbehrlich für den Staatsaufwand, dazu äußerst mannigfaltige Frohndienste, drückten den Landbau nieder und hemmten die Bevölkerung, welcher überdieß oft wiederkehrende Hungersnoth und

Pest Abbruch that. Indessen ist vielleicht der Grund der merkwürdigste unter diesen Erscheinungen, daß in der so lange friedlichen Welt die Bevölkerung nicht wieder zunahm, keinesweges in jenen Naturübeln allein, noch in den Gebrechen der Staatsverwaltung aufzusuchen. Ruhe ist nicht genug, nicht Sicherheit des Eigenthums, selbst nicht Behaglichkeit, Wohlstand, Ueberfluß, damit die Bevölkerung wachse oder nur nicht abnehme. Wo Freyheit einmal war, da fehlt, wenn sie hinweggenommen ist, das Belebende und Befruchtende. Die Knechtschaft, wie erträglich sie den Leibern sey, entkräftet sie durch die Lähmung des Geistes, und die Dumpfheit des Lebens, das sich nicht mehr frey bewegen kann, stumpft seine Zeugungskraft ab. Daher in Griechenland, zur Zeit der blutigen Kämpfe zwischen Joniern und Doriern, in Italien, als Latium wider Etrurien und Samnium anhaltend kriegte, die Bevölkerung viel größer, als in späteren und ruhigeren Zeiten gewesen ist.

Zwar möchte eingewendet werden, für die ehemalige Selbstständigkeit der Völker sey die Gleichheit vor dem Gesetze ein nicht verächtlicher Ersatz, und Freyheit sey doch in den Verwaltungen der Gemeinden, wo ihrer zu genießen am erfreulichsten, zu entbehren am schmerzlichsten ist, übrig gewesen. Allein der an sich schon geringe Trost der Gleichheit unter einem fremden Gesetze war scheinbar nur gewährt; der Unterschiede und Vorrechte bestand eine Menge. In die Verwaltung der Gemeinden aber griff die Gewalt der Statthalter viel wirkender, als mit bloßer Aufsicht, ein; wohlthätig ohne Zweifel in einzelnen Fällen, im Ganzen aber schädlich, indem sie vollends alle Regung von Selbstständigkeit und sogar die Einbildung des öffentlichen Lebens tilgte. So frey übrigens den Statthaltern gestellt war, die Gemeinderäthe zu gängeln und zu meistern, so verbunden waren sie, über jede wichtigere Frage Bericht an die Kanzley

des Kaisers zu erstatten, so daß z. B. London und Smyrna, Cadix und Cölln ihre Mauern, Thore, Wasserleitnngen nicht bauen durften ohne Erlaubniß von Rom. Die meisten Anfragen veranlaßte die oft schwierige Auslegung und Anwendung der Verordnungen, deren ungeheure Menge nicht nur aus der Zahl der in den römischen Gesetzbüchern erhaltenen Bruchstücke, sondern auch daraus abzunehmen ist, daß den Berichten diejenigen, worauf man sich bezog, abschriftlich beygelegt werden mußten.

Das Gefühl einer solchen Abhängigkeit in allen Dingen von fremdem Willen war desto drückender, weil das Andenken schönerer Zeiten nicht etwa nur durch Bücher, nur unter den Gelehrten fortdauerte, vielmehr in alten Sitten und Gebräuchen, Namen und Festen den Völkern gegenwärtig blieb. Denn wie zu Rom die Formen des Freystaates erhalten waren, selbst die uralte Weihrede bey der Wahl der Consuln nicht ausgenommen, so war noch ein

Amphiktyonenrath in Griechenland, zu Athen ein Areopagus, hier auch ein Feldhauptmann, dem aber nichts als die Aufsicht über den Kornmarkt zustand; noch wurden die Tage bey Marathon und Leuctra gefeyert; noch ward an dem Altare der Orthia die Standhaftigkeit spartanischer Knaben geprüft. Aber „lasset euch die Bedeutung dieser Alterthümer nicht zu Herzen gehen", so ermahnt der ehrenwerthe Plutarch seine Landsleute, „bedenket Marathon nicht und nicht Platäa, vielmehr eure Schwäche und Nichtigkeit; weder Krieg habt ihr zu führen, es ist Friede weit und breit; noch einen Staat zu ordnen, ihr seyd unterthan. Lächerlich, wenn ihr Kleinen versuchet, den Kranz der Väter aufzusetzen; gefährlich, wenn ihr das eigene Wort, anstatt des aufgegebenen, zu sprechen waget; denn nicht Pfeifen und Zischen wird euch, als schlechte Schauspieler, zur Ordnung weisen, sondern der furchtbare Lehrmeister, das Beil."

Es gereicht der menschlichen Natur zur Ehre, daß sie durch Zwang und Kränkung, wenn sie zu widerstehen nicht vermag, in ihrem Ganzen angegriffen wird, und nicht, wie Pflanzen und Thiere, zu einem künstlichen Gedeihen nach bestimmten Richtungen, die man ihr geben oder lassen will, sich treiben läßt. Die Kraft, welche einst in dem öffentlichen Leben so vieler Länder gewaltet hatte, wuchs, nachdem dieses ertödtet war, dem bürgerlichen, dem häuslichen nicht zu, sondern verging; was an der Eigenthümlichkeit der Völker Tüchtiges und Achtbares gewesen war, ließ sich in die Mischungen des Riesenstaates nicht einwerfen, sondern erstarb; das Schlechtere blieb von allem übrig und gab ein Gemenge aller Schanden und Schäden der Welt. In vielen Zeichen äußerte sich die Krankheit dieses Zeitalters, Unmännlichkeit; am meisten in der Menge und dem Ansehen aller Arten Gauckler, Wahrsager, Traumdeuter, Wunderthäter.

vergeblich, daß in dem Senate Männer aus allen Ländern saßen; daß Gelehrte vom Taurus an das Ufer der Themse wanderten; daß Büchersammlungen angelegt, öffentliche Schulen errichtet, Lehrer daran wohl besoldet, auch Gelehrten-Vereine gestiftet wurden; daß man die alten Meisterwerke unabläßig auslegte, pries und nachahmte. Dahin war Ernst und Liebe, mit ihnen alle Gründlichkeit und Innigkeit; und je reicher der Vorrath des Wissenswerthen, je verbreiteter der Geschmack daran, je vielseitiger der Unterricht, desto flatterhafter, seichter, unvermögender wurde das Geschlecht. Daher von demselben gar nichts großes geleistet worden ist, weder in den Wissenschaften, noch in den redenden Künsten, welche ungleich weniger, als die bildenden, fortblühen können ohne sittliche Kraft. Den Edleren verging das Leben in langer Weile, der Menge, wenn sie nicht Hunger litt, in Zeitvertreib. Denn ein Reiz war noch mächtig, ein Bedürfniß

trotzig gebieterisch, die Schaulust; gleich unersättlich an den Künsten der Tänzer und Fechter, und an den Fertigkeiten zahmer, dem Rasen wilder Thiere. Fronto gesteht, daß Krankheit ihn nicht abhalte, den Schauplatz zu besuchen; er lobt Trajan und Verus, daß sie in ihre Heerlager im Morgenlande Schauspieler aus Rom berufen, und erklärt für tiefe Staatsweisheit, die Bühnen wohl zu bedenken und zu versehen. Nach der Zahl der Elephanten und Löwen, die ein Kaiser stellte, ward sein Edelmuth geschätzt; und Antonin der Weltweise ertrug, obwohl unmuthig, den Zwang der Gewohnheit, der ihn nöthigte, den Spielen beyzuwohnen. Bedenkt man, wie diese Sucht der Zerstreuung, allen Ständen und Altern gemein, die Gemüther eines gesunkenen Geschlechts vollends veröden mußte, so kann man sich nicht wundern, daß ein frommer Kirchenvater die Belustigungen, wodurch sie genährt wurde, für Werke des bösen Geistes hielt.

Unterdessen, verkannt von den Großen und verachtet von den Klugen, erwuchs innerhalb des Reiches das Christenthum, an seiner Gränze das deutsche Volk; zwei Mächte, jetzt noch unverbunden, aber bestimmt, in folgenden Jahrhunderten mit einander die Welt zu reinigen und mit strenger Zucht die Menschheit wieder aufzurichten. Vielstämmig selbst, und jedem Stamme sein Recht und Wesen gönnend, aller unnatürlichen Einheit abhold, einheimischer, uralter Fürstenmacht aber mit Liebe und Treue zugethan, brachte das deutsche Volk in die Staaten, die es auf der Stätte des Weltreiches gründete, ganz neue Lebenskraft, und übergab sie zur Pflege, Bildung und Veredlung dem Christenthume, welches ernster und milder, höher und herablassender, gebietender und einladender als alle Weisheit der Heiden, durch Einheit des Glaubens, nicht der Herrschaft, die Völker verband. Mit einander also haben sie einen neuen Zustand der Ge-

sellschaft gestiftet, fähiger als der alte, sich zu vervollkommnen, und nie mit unheilbarer Ausartung bedroht, vielmehr begabt mit dem Vermögen, im Wechsel das Wesentliche festzuhalten, Verderbnisse durch Rückkehr zum Ursprünglichen zu heilen, und aus Stürmen verjüngt hervorzugehen.

Ueber

den Nutzen der Geschichte.

Gelesen am 12. Oktober 1822.

Von der Nützlichkeit der Wissenschaften oder einer derselben insbesondere zu reden, wird von Manchen theils für überflüssig, theils für vergeblich gehalten, indem sie einer Belehrung hierüber die Kundigen nicht bedürftig, die Unkundigen nicht empfänglich achten. Es fehlt auch nicht an solchen, die es der Wissenschaft unwürdig dünkt, daß sie ihre Nützlichkeit darthue. Allein, wie von diesen nicht erwogen wird, daß, weil alles Unnütze mit Recht gering geachtet wird, keinem Dinge die Nach-

weisung seiner Nützlichkeit zur Unehre gereicht, so übersehen die Anderen, daß über Eigenschaft und Werth einer Sache zu denken oder Gedachtes zu vernehmen, sowohl Kundigen als Unkundigen zuträglich seyn kann; jenen zur Erneuerung, diesen zur Berichtigung ihrer Vorstellung. Denn eine Vorstellung von dem Wesen, Zweck und Werth einer Sache ist gemeiniglich auch da, wo es an Kenntniß derselben mangelt; bey diesem Mangel aber kommt leicht das Vorurtheil auf, das am gewöhnlichsten daraus entsteht, daß man bey dem zunächst liegenden stehen bleibt, und das Entferntere, obgleich oft Wichtigere, nicht mit in Betrachtung zieht.

So ist gar vielen, auch wohlmeynenden und auf ihrer Stufe achtbaren, Leuten die Nützlichkeit des Wissens deutlich, welches unmittelbar den Leib versorgen hilft, unmittelbar zur Bequemlichkeit, zur Sicherheit, überhaupt zum äußern Wohlseyn dient; wogegen sie das

Wissen, das den Geist bildet, wo nicht unnütz, doch meist unnöthig erachten, als Ueberfluß und Schmuck, nicht als Bedürfniß ansehen, und in der Meynung, dieses Wissen sey für die gemeine Wohlfahrt unfruchtbar, zu bedauern pflegen, daß man demselben allzuviel, auf Kosten des andern, einräume. Je mühsamer der Erwerb, je größer darin der Wetteifer wird, je künstlicher der Zustand, je mannigfacher der Bedarf der Gesellschaft, desto mächtiger und andringlicher wird dieses Vorurtheil. Vielleicht aber ist dasselbe nur darum so stark, weil ihm nicht auf seinem eigenen Wege begegnet, sondern ein anderer, den es verschmäht, gewiesen wird. Da es nach dem Nutzen für das gemeine Wesen fragt, so gehen an ihm alle Reden über den hohen Werth der Geistesbildung *an sich* verloren, und man eifert umsonst, wenn auch mit Recht, wider eine unedle, den Zweck des Lebens über den Mitteln dazu verkennende Gesinnung. Mehr

Eingang dürfte man sich bey einem anderen Verfahren zu versprechen haben, das eben jenen Nutzen, welchem allein nachgefragt wird, darthäte.

Niemand ist ja so verstandlos, daß er nicht vermöchte einzusehen, wie abhängig alles Wohlseyn großentheils von Dingen ist, deren Mitwirkung dazu nicht berechnet, oft kaum wahrgenommen werden kann; wie unbefriedigend das, was dafür unmittelbar geschieht, ohne dasjenige wäre, was mittelbar dazu beyträgt; wie ungenügend besonders auch die besten Fertigkeiten und der Besitz auch der größten Güter, ohne die Uebung und Bildung des Gemüthes zu rechter Anwendung, zu weiser Benutzung, zu entschlossener Erhaltung. In der That bedarf es der Beweise aus der Vergangenheit nicht, deren sehr viele und anschauliche dargelegt werden können, sondern die tägliche Erfahrung, recht aufgefaßt, lehrt genugsam, daß den Kenntnissen, die man die

allgemeinen treffend nennt, Obhut und Pflege der besonderen zustehe, die vortrefflich dienen und ausführen, nicht vorstehen und leiten können, und die sich zu den allgemeinen nicht anders, als wie zu jeder Kunst und Tüchtigkeit die Werkzeuge verhalten, deren zwar nicht entbehrt werden kann, denen aber doch nicht gleiche Ehre, wie der Hand, welche sie zu führen weiß, gebührt. Antrieb und Richtung erhalten alle, das gemeine Leben verbessernde und verschönernde, Künste, sammt den Wissenschaften, ihren Lehrerinnen, nicht von ihnen selbst; auch nicht von der Noth, die nur bis zur Erreichung des Nothdürftigen thätig und erfindsam ist; nicht einmal von der Begierde des Vergnügens, welcher überall die Trägheit die Wage hält; sondern von einem Sinne für das Bessere, den nur eine, durch die allgemeinen Kenntnisse genährte, Bildung weckt, schärft und bewahrt.

Vergebens würde man versuchen, den Antheil, welchen daran jede einzelne dieser Kenntnisse hat, den Einfluß, den sie ausübt, und darnach ihren Nutzen auszumessen; sie sind Schwestern, und ihr Werk ist ein gemeinschaftliches; wie die alten Dichter schön bezeugen, da sie gemeiniglich nicht eine Muse, sondern alle anrufen. Nicht wie viel, aber was eine jede leistet oder zu leisten vermag, läßt sich bezeichnen.

Von dem Nutzen der Geschichte ist die gewöhnliche Vorstellung — wenn sie anders über die äußerst beschränkte Dienlichkeit zu gewissen Verrichtungen, z. B. zur Abfassung von Staatsschriften, und über die, für Männer wenigstens, noch viel minder beachtenswerthe Behülflichkeit zur Unterhaltung, sich erhebt — er liege darin, daß urkundliche Beyspiele des Guten und des Bösen, des Zuträglichen und des Schädlichen, jene reizend und aufmunternd, diese warnend und abschreckend,

beide eines jeden eigene Erfahrung ergänzend, eigenem Nachdenken zu Hülfe kommend, ungleich tiefer wirken, als Lehre und Gedicht. Diese, von Aussprüchen großer Geschichtschreiber unterstützte Ansicht ist nicht zu verwerfen. Allein theils ist sie überhaupt zu eng; theils können die meisten Menschen des Nutzens, den sie rühmt, nicht theilhaftig werden; weil entweder ihre Lage sie davon ausschließt, indem sie zu einem Wirkungskreise, dem jene Beyspiele angehören, nicht berufen sind; oder weil ihnen die Gabe zu unterscheiden fehlt, ohne welche die Betrachtung großer Vorgänge leicht irre führen kann; in welcher Beziehung von der Schädlichkeit der Geschichte vielleicht nicht weniger als von ihrer Nützlichkeit zu sagen wäre. Denn nicht nur ist, was die Geschichte zeigt, keineswegs ein fertiges Gebilde, das sich einem jeden, zwar nicht gleich hell, doch immer als dasselbe, darstellte; vielmehr entsteht jedem das Bild erst aus den

Zügen, die er faßt, und denen er ihre Stelle und Bedeutung giebt; sondern, da in der ganzen Natur alles einem andern ähnlich, nichts einem andern gleich ist, kann die Aneignung auch richtig gefaßter Beyspiele, wenn die Vergleichung mit der Gegenwart das Unähnliche nicht genug beachtet, oder sogar volle Gleichheit des Falles annimmt, nicht anders als trüglich seyn.

Aber der Nutzen der Geschichte steht höher und erstreckt sich weiter.

Kann der allgemeinen Bildung nichts anderes zum Grunde liegen, als die Erkenntniß göttlicher Dinge, so haben wir den Werth der Wissenschaften, als der Vorsteherinnen jener Bildung, vornehmlich nach ihrem Beytrage zu dieser Erkenntniß zu beurtheilen. Von der Kirchengeschichte abgesehen, welche durch die Kunde von der wundervollen Ausbreitung und Erhaltung des Christenthumes die Ueberzeugung von der Göttlichkeit desselben befestigt,

eröffnet uns die Weltgeschichte, diese Sammlung der Erfahrungen des menschlichen Geschlechts, einen Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit; und der berühmte Spruch: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, hat mehr Wahrheit in diesem Sinne als in einem andern. Denn ob es gleich ein vornehmes Amt der Geschichte ist, mit Ruhm zu lohnen und mit Schmach zu strafen, und obgleich die Achtung der Nachwelt nicht nur Einzelne, sondern zuweilen große Gesammtheiten mächtig rührt, so daß ein Perikles kein Bedenken trägt, dieselbe seinen Mitbürgern als Antrieb zu aufopferndem Beharren auf der Bahn der Ehre vorzuhalten; so überwiegt doch die Unempfindlichkeit dagegen, sey es aus Bewußtseyn der Unfähigkeit eines rühmlichen Wirkens, das nicht anders als mit Kühnheit, Anstrengung und Ueberwindung möglich ist, oder aus Unkunde des wahren Ruhmes und seiner von dem Schimmer der Eitelkeit ganz verschiedenen

Natur, oder sogar aus Gleichgültigkeit gegen die Zukunft im Behagen des Augenblicks; daher diese Gerichtsbarkeit der Weltgeschichte, obwohl unfehlbar, unvermeidlich und unerbittlich, bey weitem nicht so viel vermag, als wünschenswerth für die Menschheit wäre.

Treffender ist die Weltgeschichte das Weltgericht zu nennen, wenn wir darunter die Welt-Regierung verstehen. Zwar dem Plane derselben nachzuforschen, wäre so verwegen und fruchtlos, als ein Versuch, einzelne Begebenheiten auf eine für den Verstand und das Gemüth befriedigende Weise zu erklären. Groß ist in alter und neuer Zeit die Menge der Ereignisse, vor denen der Menschengeist erbebend verstummt. Doch, lehrender und beruhigender Winke sind alle Zeiten voll, und Wahrzeichen des Besseren leuchten überall, sogar in Abgründen des Verderbens. Zwey große Wahrnehmungen besonders sind durch alle Jahrhunderte bezeugt und in unendlicher

Mannigfaltigkeit belegt; die eine von der Macht und Lebenskraft des Guten; die andere von der oft späten, doch gewißen, Strafe des Bösen.

In dem geheimnißvollen Ringen der sittlichen Welt unterliegt oft der Gewalt das Recht, der Arglist die Redlichkeit, dem Frevel die Unschuld. Indessen nicht nur ist dieß ein Geschick, dessen Gegentheil oft genug, um den Muth nicht sinken zu lassen, eintritt; sondern die Macht des Guten zeigt sich in der Scheu des siegenden Unrechts, sich zu dem, was es ist, zu bekennen, in seinem Trachten nach ehrlichen Vorwänden, nach gutem Namen und nach dem Aussehen der Tugend. Aber es giebt Zeiten, da die geistigen Kräfte nachzulassen, zu altern und zu ersterben scheinen; da das Thierische die Oberhand gewinnt und eine Wildheit herbeyführt, die um so trostloser ist, weil sie mit der Erbschaft besserer Zeiten prangt. Da erweist sich am meisten

die Unsterblichkeit des Guten, das, nachdem es von der Menschheit gewichen schien, aus tiefer Dunkelheit, aus Orten, woher es am wenigsten zu erwarten war, emporsteigt, an Gestalt je unansehnlicher, desto stärker in der Wurzel; dann sich ausbreitet, fortpflanzt, und das ihm entgegenstehende theils bezwungen und gebessert in sich aufnimmt, theils das keiner Besserung mehr fähige vertilgt.

Diesen Umwandlungen und Herstellungen, deren größtes Beyspiel die Wiedergeburt Europa's nach der Völkerwanderung ist, kommt an Erhabenheit gleich das Verhängniß der Strafen über gewaltiges Unrecht. Indem die Weltgeschichte zeigt, wie schnell und wider alles Vermuthen oft eine Riesenmacht gebrochen, ein hochfahrender Gewalthaber entwaffnet, ein Netz, das über die Welt geworfen war, zerrissen, noch mehr, wie oft diejenigen, die an der Menschheit gefrevelt haben, hingerafft, und ihre Geschlechter ausgerottet worden, ver-

kündigt sie den starken, eifrigen Gott, der den Uebermuth niederwirft und die Missethat heimsucht bis ins vierte Glied.

Wenn diese Wahrnehmungen des Waltenden, gemäß der Fähigkeit des endlichen Wesens, nur Ahndungen seyn können, die jedoch alles Anschauliche und Eindringliche der Beobachtung haben, so gewährt hingegen das Licht, welches die Weltgeschichte über die menschlichen Dinge verbreitet, Einsicht in derselben Beschaffenheit. Denn erstens wird das Vermögen und das Unvermögen, die Stärke und die Schwäche der menschlichen Natur an den Prüfungen deutlich, die in den mannigfaltigsten Lagen, durch Glück und Unglück, über sie ergangen sind. Ohne die Bewunderung auszuschließen, welche vielmehr hier die meiste Nahrung findet, macht diese Kenntniß frey von der Verwunderung; und ohne die Forderungen aufzuheben oder herabzustimmen, die an den Menschen zu stellen sind, mildert

sie den Unmuth, wo solche nicht erfüllt werden. Wie vor ihr die Einbildungen, die übertriebenen Vorstellungen zerstieben, die aus träumerischen Büchern und von der Schaubühne her sich der Jugend bemächtigen, so verwahrt sie das Alter gegen die Gefahr, von dem Menschen gering zu denken, worein es durch eigene, oft bittere, Erfahrungen geführt wird. Daß der Mensch widerstehen, sich erheben, kurz, daß er frey handeln könne, thut sie eben so entschieden dar, als daß, wie gewiße Pflanzen gewöhnlich nur unter gewißen Himmelstrichen, so gewiße Tugenden gemeiniglich nur bey gewißen Beschaffenheiten der äußeren Verhältnisse gedeihen. Und vielleicht ist unter allem, was in dieser Beziehung die Weltgeschichte lehrt, das Größte dieses: daß gewöhnlich die Gesinnung durch die Handlung bestimmt werde, die Denkart durch die Lebensart. Je gemeiner, anziehender und verführender die entgegengesetzte Meinung ist, um so höher muß

die Erkenntniß dieser Wahrheit geachtet werden, die am sichersten das Maß der Ansprüche an die Gegenwart bestimmt, alle Täuschungen über den Geist der Zeit, die finsteren wie die heiteren, entfernt, und von grundlosen Erwartungen eben so gewiß, als von ungegründeten Besorgnissen heilt.

Zweitens giebt die Weltgeschichte Aufschluß über die Natur der bürgerlichen Gesellschaften, deren Ursprung sie zwar nirgends nachzuweisen vermag, in deren früheste Zeiten sie aber gleichwohl eindringt, indem sie alle Fortbildung genug beleuchtet, um zu gültigen Vermuthungen über das Entstehen selbst zu leiten. An der unendlichen Mannigfaltigkeit in Abtheilungen und Stellungen der Menschen durch die gesellschaftliche Ordnung, in Maß und Mischung der Freyheit und der Einschränkung, in Vertheilung des Eigenthumes und der Ehre, zeigt sie nicht nur die Ursachen und Wirkungen dieser, die Eigenthümlichkeit

eines jeden Staates ausmachenden, Verhältnisse, sondern auch die Nothwendigkeit derselben, d. i. die mehr oder minder tiefe Begründung einzelner Bestandtheile, und ihren mehr oder minder festen und das Ganze bedingenden Zusammenhang; womit sie lehrt, was zusammen bestehen könne und was nicht, was einem jeden förderlich, was schädlich sey, was unter gewißen Bedingungen stehen oder fallen müsse, stehe oder falle, auch wo etwa Schein und Name das Gegentheil vorgiebt; und womit sie einerseits die stumpfe Beharrlichkeit auch bey dem Unwesentlichen oder bey dem unhaltbar gewordenen, andererseits den flatterhaften, lüsternen Dünkel rügt, welcher, mit Worten bekannter als mit Sachen, Aenderungen als etwas leichtes begehrt, und ohne Einsicht in die Bedingungen des Daseyns, von „Leben," „ins Leben treten," „ins Leben rufen" gedankenlos redet. Ebenso weit entfernt die Beweglichkeit zu preisen als die Unbeweg-

lichkeit, und nur beschäftigt, Ursachen und Bedingungen sowohl der Bewegung als der Ruhe zu erklären, führt die Weltgeschichte, hinweg von den Trugbildern der Leidenschaft, zu einer festen und gesunden Ansicht der bürgerlichen Gesellschaft.

Was im Großen die Weltgeschichte leistet, dasselbe kann, zwar nicht in gleicher Ausdehnung und Fülle, doch zuweilen selbst eindrücklicher, die vaterländische Geschichte wirken, die, obwohl bey dem einen Volke gehaltreicher als bey dem andern, doch keinem unter den gesitteten ganz fehlt. Ueberdieß aber hat dieselbe ihren eigenthümlichen Nutzen. Sie ist eine Pflegerin der Liebe des Vaterlandes, das, wie ein Weiser unserer Zeit nicht unnöthig bemerkt hat, liebenswerth seyn muß, wenn es geliebt werden soll. Nun erweckt für sich schon die Bekanntschaft mit den früheren Schicksalen des Vaterlandes innigeren Antheil an demselben, ebenso, wie schon auf einer niedrigeren

Stufe der Gesellschaft der heimatliche Boden, weil in ihm die Gebeine der Väter ruhen, heiliger geachtet wird; und was schönes und rühmliches in der Vergangenheit eines Volkes ist, die ihm eben so gut angehört, als seine Gegenwart, verstärkt die Theilnahme, und fordert auf, entweder das erworbene zu schützen oder das verlorene wieder zu erlangen, überhaupt, nicht unwerth der Besten unter den Vorfahren zu seyn. Damit haben die hohen Redner des Alterthumes oft die Gemüther von Tausenden entflammt; indem sie weder fremde Beyspiele vorhielten, deren Eindruck die Entfernung schwächt, noch von den Sagen des Helden-Alters einen Gebrauch zu machen suchten, welchen ihr Abstand von der Wirklichkeit verbietet, sondern aus der eigenen, urkundlichen Geschichte ihres Volkes schöpften, was Antheil, Bewunderung, Nacheiferung erregen mochte.

War es für diese Männer ein nicht geringer Vortheil, daß sie auf klare Thatsachen sich berufen konnten, die keinem ihrer Zuhörer ganz unbekannt waren, deren Wichtigkeit allen einleuchtete, und keinem durch Ueberladung des Gedächtnisses mit unbedeutenden Sachen verdunkelt wurde, so steht zwar dagegen die neuere Zeit im Nachtheile, da ein Uebermaß geschichtlichen Wissens, meist in besonderer Absicht angehäuft, wo nicht die Besitzer selbst verwirrt und abgestumpft, doch gemeiniglich sie gehindert hat, das Wichtige und allgemein Ansprechende hervorzuheben, und zum Gemeingute, was es werden kann und soll, zu machen; so daß bey den meisten neueren Völkern eine kleine Zahl ihrer Geschichte kundig, die große Mehrheit aber damit unbekannt ist, und von den fernen Zeiten äußerst verkehrte Vorstellungen hegt. Unter uns z. B. vermögen Einige sogar anzugeben, welche Grafen und Herren ehedem gewiße Besitzungen, und

wie lange, inne gehabt; wann, und wie, und durch wen gegen Fremde die Unabhängigkeit mit Rath und That vertheidigt worden, dieses Größte in der Geschichte jedes Volkes, jedes Stammes, ist den Meisten gar nicht oder sehr mangelhaft bekannt; von minder erheblichen, obwohl nicht unbedeutenden, Dingen nicht zu reden, wie z. B. auch solche, die etwas zu wissen meynen, Deutsche und Celten zusammenwerfen, und den Priesterorden der letzteren nach Deutschland verpflanzen.

Indessen liegt dieser, den neueren Völkern ungünstige, Unterschied nicht in der Beschaffenheit ihrer Geschichte, und es hat auch in ihr zu unserer Zeit die Sonderung der Nacht vom Lichte unverkennbare Fortschritte gemacht; Fortschritte, vermöge deren die vaterländische Geschichte noch einen andern Nutzen gewährt oder verspricht, den man vielleicht noch höher als den berührten zu achten hat. Dieß ist die Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Vol-

kes, von dem sie handelt; welche nie aus der Gegenwart allein geschöpft werden kann, vielmehr das Zurückgehen, zwar nicht auf einen vorgeblichen Naturstand, aber auf die fernste Vergangenheit, in welcher das Volk bereits gesittet war, erfordert. Der Sitte Anfang und Ziel ist der Friede. Wie ein Volk ursprünglich seinen Frieden gefunden, geordnet und befestigt hat, dieß ist der Schlüssel seiner Eigenthümlichkeit, so lange es selbstständig bleibt; weil es durch jene erste Stiftung eine Anlage und Richtung, ja einen Trieb empfangen hat, der nachher vielmals gehemmt, nicht ausgerottet noch durch einen anderen ersetzt werden kann, sondern allezeit, obwohl oft unmerklich, mit dem Fremdartigen ringt und über große Umwege hervordringt. Bey den Deutschen z. B. finden wir den Frieden schon in ihrer ältesten Zeit auf Erb-Fürstenthum, Erb-Adel und Stimmrecht der Gemeinen gegründet; so stark, daß diese drey Bestandtheile

der gesellschaftlichen Ordnung alle Jahrhunderte hindurch fortgedauert und nur ihre Gestaltung oft gewechselt, ihr Wesen nie verändert haben; daher sie nicht als äußere, zufällige, willkürliche und wandelbare, sondern als die inneren, eigenen, natürlichen und beständigen Grundlagen deutscher Verfassungen zu achten sind. Je tiefer und glücklicher die Forschung auf diesem spät betretenen Wege fortschreiten wird, um so bestimmter wird jene Eigenthümlichkeit hervortreten, um so lehrreicher die Kenntniß derselben werden, als wodurch am besten das Ungehörige und Neuerungssüchtige sowohl in Vorkehrungen und Einrichtungen, als in Wünschen und Erwartungen verhütet, und der Blick auf das allein naturgemäße und mithin allein wünschenswerthe gerichtet wird; nicht in den obersten Verhältnissen allein, sondern in allen Zweigen der gesellschaftlichen Ordnung, wie z. B. der Werth der Innungen und Zünfte nicht von ihrer Aus-

artung, sondern von ihrer Blüthe und den Ursachen derselben abzunehmen ist.

All diesen Nutzen aber, und den hier unberührt gebliebenen für andere Theile der Gelehrsamkeit, vermag die Geschichte nicht zu stiften, ohne die Hülfe der obersten der Wissenschaften, welcher allein das Scheiden und Verbinden, das Wählen und das Richten zusteht: der Wissenschaft des Wahren und Wirklichen, durch welche jederley Kenntniß erst zum Wissen erhoben wird. Ohne sie ist der unermeßliche Vorrath der Geschichte nur ein roher Haufe, woraus zu willkührlichem Gebrauche bald dieses bald jenes Stück hervorgezogen wird; sie theilt und ordnet, prüft und sichtet, ja beseelt ihn. So wenig legt sie hinein, was nicht darin ist, daß vielmehr gerade sie den wahren und den ganzen Inhalt zu Tage fördert; anstatt daß jeder Wahn sich an den Schein hält und jedes Vorurtheil nur eine Seite, die ihm günstige, faßt. Durch

die Philosophie wird die Historie ein Licht der Wahrheit, eine Führerin zur ächten Aufklärung, die nichts blendendes hat, nichts angreifendes noch verletzendes, sondern aus der Einsicht Besonnenheit, Ergebung, Ruhe und Zufriedenheit erzeugt.

Einige Bemerkungen
über die fortdauernde
Abhängigkeit unserer Bildung
von der
classischen Gelehrsamkeit.

Gelesen am 12. Oktober 1825.

Als Friedrich der Weise für seine Universität Wittenberg einen Lehrer der alten Sprachen von Johann Reuchlin begehrte, pries dieser den Kurfürsten dafür in seiner Antwort, womit er ihm zu jenem Amte den Jüngling Melanchthon, „seinen gesippten Freund" empfahl, als einen Stifter der Mensch-

lichkeit. Er sagte damit nichts, das als ungewöhnlich oder anmaßend hätte auffallen können; denn es war damals einmüthiges Bekenntniß aller abendländischen Völker, und nicht am wenigsten der Italiener, obgleich unter ihnen längst ein Dichter, und zwar der einzige dem Homer vergleichbare, erschienen war: daß nicht in ihrer Mitte, sondern in den Meisterwerken des Alterthums der Same einer Bildung, die eine menschliche zu nennen sey, gesucht werden müsse. Wie hätte das auch anders seyn können, wo das Alte gar nicht untergegangen, sondern, obwohl sehr verunstaltet, herrschend geblieben war? Stammte doch alle Gelehrsamkeit, von welcher alle Bildung ausging, von dem Alterthume. Sie zu verdrängen wäre den Begabtesten, hätten sie auch gewollt, nicht möglich gewesen; sie zu läutern waren sie berufen, und dadurch ihr Zeitalter in den Besitz der geistigen Erbschaft zu setzen, die auf den vorigen nur gelastet

hatte. Sie thaten das, indem sie das Edelste von jenen Schätzen, das bisher am meisten verborgen gewesen war, hervorhoben, ordneten, beleuchteten. Die Wirkung übertraf an Umfang und Schnelligkeit alles, was die Geschichte ähnliches darbietet; denn diese kennt kein anderes so lernbegieriges, dem Schönen, das ihm aufgethan wurde, mit solcher Liebe zugewandtes Zeitalter. Einstimmig nannte es, im Gegensatze sowohl mit dem scheingelehrten Aberwitze ausgearteter Mönche, als mit der matten Rohheit des versinkenden Ritterthums, diese Studien Humaniora. Sie blieben auch in der folgenden Zeit bitterer Entzweyung um die kirchliche Gewalt ein von den Streitenden hochgeachtetes Gemeingut, das viel dazu wirkte, daß der Zwist der Völker nicht in gänzliche Scheidung ausschlug. Zwar in dem langen, alle Kräfte an sich reißenden, Kampfe litt ihr Anbau; und da sie mit dem Frieden sich wieder erhoben, war der Liebreiz ihres

ersten Erscheinens doch dahin. Weil sie aber die Grundlage des gelehrten Unterrichts blieben, gewannen sie bald große Ausbreitung, und erzeigten sich darin am fruchtbarsten, daß, vornehmlich unter ihrem Einflusse, zuerst England und Frankreich, später Deutschland eine eigene Litteratur hervorbrachte. Deutschland insbesondere, das nach dem dreyßigjährigen Kriege sich selbst unkenntliche, in Allem überall her von Fremdem überzogene Deutschland hat, seine Sprache wieder zu reinigen, und damit sein geistiges Daseyn zu retten, den stärksten Halt an diesen Studien gehabt; deren Verehrung daher billig von der aufblühenden deutschen Litteratur nicht nur ungekränkt blieb, sondern noch vermehrt wurde.

Erst in den neuesten Zeiten, die alles in Frage und Zweifel stellten, geschah auch dagegen Einspruch. Zuerst von Neuerern im Unterrichte, welchen die Jugend durch das Erlernen der alten Sprachen übermäßig an=

gestrengt, und dabey im Erwerben nutzbarer Sachkenntnisse nothwendig versäumt schien. Andächtler folgten, die großen Schaden für das Christenthum von früher Bekanntschaft mit dem unchristlichen Alterthume fürchteten. Wieder andere, die sich besonderer Anhänglichkeit an Vaterland und gesetzliche Ordnung rühmten, äußerten sich besorgt, daß Abneigung gegen das Bestehende aus der Bewunderung der alten Freystaaten sich entwickeln möchte.

Gegen alle diese und ähnliche Verdächtigungen der classischen Gelehrsamkeit als Grundlage des gelehrten Unterrichts steht die Erfahrung von drey Jahrhunderten. Sie zeigt die nach der alten Weise unterwiesenen weder als dadurch abgestumpft, noch als von Sachkenntnissen leer oder dafür unempfänglicher. Ferner zählt sie unter den Vertrautesten mit dem classischen Alterthume viele der wärmsten Bekenner des Christenthumes, keinen Feind desselben auf. Und eben so weist sie nach, daß

überall, wo Neuerungssucht aufkam, ganz andere Ursachen, als Vorliebe für Athen und Rom, sie erzeugt und aufgenährt haben, und daß selbst die Berufung auf das classische Alterthum, womit sie sich zuweilen schmückte, nie aus den Quellen, deren Lauterkeit es gar nicht zuließ, sondern aus den trüben Zubereitungen neuerer Verarbeiter geschöpft war.

Indessen, viele pflegen der Erfahrung, die nichts anderes als die aus dem Geschehenen hervorleuchtende Wahrheit ist, solche Beweiskraft abzusprechen, und sich auf ein Anderes, das kommen werde, zu berufen. Gehen sie dabey, wie gemeiniglich die Erzieher thun, von dem Glauben an ein Fortschreiten der Menschheit aus, der das Zeugniß der Erfahrung, weil es ihm ungünstig ist, verwerfen muß, so handeln sie, bey aller Anmaßung, folgerecht. Wenn dagegen Andere nur behaupten, die Umstände hätten sich geändert, so gebührt ihnen nicht, gegen jene Erfahrung einzusprechen.

Denn was ist die Wandelbarkeit der Umstände überhaupt in Vergleichung mit der Unwandelbarkeit der menschlichen Natur? Und was die Erscheinung des Augenblicks, wie bedeutend sie auch sey, in Vergleichung mit dem Befunde von Jahrhunderten? Angenommen aber auch eine sehr große Veränderung der Umstände, wiewohl eine solche von ruhiger Betrachtung nicht anerkannt werden wird, sie allein reicht nicht hin, die Vermuthung, denn mehr kann es nicht seyn, zu rechtfertigen, daß, was in der Vergangenheit sich heilsam erwiesen hat, jetzt und für die Folge es nicht mehr sey. Es müßte vielmehr auch dargethan werden, demselben mangle die Kraft, unter neuen Umständen zu leisten, was es in den früheren geleistet.

Jene Meynung, die Umstände seyen nun anders, äußert sich noch in einem andern Einwurfe, der ungleich scheinbarer, als die angeführten ist; unsere Bildung sey, vornehmlich

durch die Wirkung der einheimischen Litteratur, dann auch der anderen neueren, dahin gediehen, wo sie an der alten sich zu nähren nicht mehr nöthig habe. Wahrscheinlich hat diese Vorstellung, wiewohl sie nur selten volle Deutlichkeit und Sicherheit erlangen mag, am meisten Theil an dem Erkalten der Zuneigung zu der classischen Gelehrsamkeit, wo irgend dasselbe sichtbar wird, und vielleicht noch mehr an einer Richtung, welche den Anbau dieser Studien, auch wo er lebhaft betrieben wird, nicht so fruchtbar werden läßt, als er einst war. Ich meyne die von inniger Bekanntschaft mit den großen Meistern des Alterthumes entfernende, mehr zu Aeußerlichkeiten, die zwar auch zum Theil sehr schätzbar sind, ablenkende Richtung, wo mehr an den alten Schrifstellern gearbeitet, als in sie eingedrungen, und mehr auf Kennen als Insichaufnehmen, mehr auf mannigfaches Wissen als auf Bildung ausegangen wird. An vielen Zeichen war in

der jüngsten Zeit diese geringere Fruchtbarkeit der classischen Gelehrsamkeit zu erkennen; am meisten daran, daß viele von denen, die sich ihr widmeten, oder doch darin wohl unterwiesen waren, sie mit der That verleugneten, indem sie in keiner Art die Alten zum Muster nahmen, sondern ganz andern Führern, und sogar der Mode folgten; wie denn auch ihrer nicht wenige von jenem nun vergangenen doch nicht vergessenen Taumel ergriffen waren, in welchem Cicero's Wohlredenheit gering geachtet, und der Lorber Virgil's angetastet wurde. Dieß und ähnliches wäre nicht hervorgetreten, hätte nicht die, so zu sagen kindliche, Anhänglichkeit an die classische Gelehrsamkeit Nebenbuhler an anderen Neigungen, und an dem Stolze auf nunmehr erlangte Mündigkeit einen Feind gefunden.

Aber, alles eingeräumt, was als Besitz und Vorzug der neueren Zeit gerühmt wird, müssen die Alten unsere Meister bleiben, zum

Theil gerade darum, weil sie, mancher Vortheile deren wir genießen entbehrend, auf anderen, meist schwierigeren Wegen gegangen sind; was nicht nur bewundernswerth, sondern auch höchst lehrreich ist, wenn wir uns, was sie nicht allein vor uns, sondern auch für uns geleistet haben, gewißermaßen anzueignen wissen. Dazu kommt, daß eben jener kleinere Kreis, eben jene Beschränktheit der Mittel, bey größerer Einfachheit aller Verhältnisse, theils die Zerstreuung und die anderen Uebel, welche der Ueberfluß gebiert, von ihnen abgehalten, theils sie zur Entwicklung und Anwendung der höchsten Kraft aufgefordert, und damit eine unter andern Umständen höchst seltene Gediegenheit befördert hat.

Daher sind sie im Wissenschaftlichen mehr beobachtend, suchend, fragend, sinnend. Keine Abkürzung der Bahn, und keine Eile an das Ziel. Je weniger sie als schon bekannt und ausgemacht voraussetzen, desto um-

fassender, erschöpfender ist ihr Verfahren. Der Anfang der Erkenntniß hat bey aller Freudigkeit des Entdeckens alle Bedachtsamkeit des Erkundens; das Fortschreiten bey aller Zuversicht des Besitzes alle Sorgfalt denselben zu sichern. Sie verweilen gern in der gewonnenen Mitte, und sind mehr bemüht, sich darin festzusetzen und auszubreiten, als geneigt an die Grenzen vorzuschreiten und dieselben zu untersuchen.

Noch höheren Werth für unsere Bildung, als ihre wissenschaftliche Trefflichkeit, hat die Gesinnung, die uns fast aus allen Werken der besten Zeit entgegen kommt, und auch in vielen späteren noch gleichsam nachblüht. Nicht als bedürften wir, aus Mangel an eigenem Gehalte, fremder Tugend, um uns tüchtig zu machen; ständen wir tiefer von Natur, so würde uns kein Vorbild aufhelfen. Auch nicht, als fehlte es uns an eigenen Mitteln, Anregungen und Förderungen; vielmehr sind wir daran

durch das Christenthum weit reicher, als die Alten. Allein, wenn selbst der wahre Glaube zu einer solchen Herrschaft nie hat gelangen können, daß er andere Antriebe zum Guten entbehrlich gemacht hätte; (und in der That nur Träumer oder Heuchler könnten behaupten, es bedürfe keines andern Hebels für die bürgerliche Gesellschaft mehr); so ist leicht einzusehen, wie viel wir von denjenigen empfangen können, welche, unerleuchtet von der christlichen Offenbarung, das Licht der Natur um so schärfer gefaßt haben, und von ihm allein geführt, zu einer des Mannes unter allen Verhältnissen würdigen, dem Staate gewärtigen, Tugend erzeugenden und nährenden Gesinnung gelangt sind.

Um nur ein Beyspiel anzuführen, die weltberühmte Vaterlandsliebe, vornehmlich der älteren Griechen, ruhte nicht auf der natürlichen Anhänglichkeit an die Heimat, einem auch rohen und armseligen Völkern ge-

meinen Triebe, sondern auf einem Pflichtgefühle von ungemeiner Stärke, das nicht sowohl an den Boden als an die Gesellschaft band, und von dem Ehrgefühle ausging. Das Ehrgefühl, in welchem alle Sittlichkeit enthalten war, entsprungen aus einer tiefen Ahnung des Schönen und Guten, machte den Einzelnen von der öffentlichen Meynung nur dadurch, daß es diese selbst beherrschte, abhängig, verband ihn damit allein zu gänzlicher Hingebung, zu einer Treue bis zum Tode, und belohnte ihn durch die Ehre des Vaterlandes, worin jeder seine eigene fand, mehr als durch besondere Vortheile und Auszeichnungen geschehen konnte; daher nach diesen weder gehascht, noch Anspruch darauf Anderen als den höchst verdienten gegeben, in der Wahl der Auszeichnungen aber eine Sparsamkeit beobachtet wurde, die weder den Gedanken einer Ablohnung, noch einer sehr großen Unterscheidung aufkommen ließ. Eben dieses Ehrgefühl

hielt Ueppigkeit und Eitelkeit ab, litt nicht, daß der Reichthum selbst, sondern nur, daß eine gemeinnützige Verwendung desselben geehrt wurde, huldigte dem Schönen um so reiner, weil es, ganz männlich, bloßen Putz verschmähte, und erhob die Kunst in der einzigen Weise, wie solches geschehen kann: indem es sie nicht unedlen oder geringen Zwecken dienstbar werden, sondern dem würdigsten allein sich widmen ließ, der Verherrlichung des gemeinen Wesens.

Anerkannt, entgegnen Einige, daß wir von den Alten nicht lassen können; aber warum uns zumuthen, ihre Sprachen zu lernen, nachdem sie durch hundert Uebertragungen einheimisch in den unsrigen geworden sind? Es muß eingeräumt werden, daß durch Uebersetzungen der Alten, namentlich von Deutschen, sehr viel geleistet, und eine nahe Bekanntschaft mit dem classischen Alterthume, auch ohne Kenntniß der Ursprachen, möglich gemacht ist.

Doch bleibt eine solche Bekanntschaft immer nur mittelbar, und kann, bey aller Trefflichkeit des Vermittlers, niemals die Innigkeit einer unmittelbaren haben. Noch mehr: so treu eine Uebersetzung den Inhalt eines Werkes wiedergeben mag, in der Form bleibt sie nothwendig zurück. Es ist aber, was uns in Abhängigkeit von den Alten hält, ganz vorzüglich die unübertroffene Vollendung ihrer Form, wie in der bildenden Kunst, so in der Rede; und daß sie in jener ohne Widerspruch Muster sind, würde sie allein schon auch in dieser dazu beglaubigen.

Ist denn aber, kann man ferner fragen, der Werth der Wohlredenheit so groß und allgemein, daß sie verdiente mit der schweren Arbeit des Erlernens der alten Sprachen erworben zu werden? Allerdings. Wie unanständig ist doch dem Menschen die schlechte Rede, und wie schädlich! Wie nahe ist das Reden mit dem Handeln verbunden, und wie

einflußreich nicht nur dieses auf jenes, sondern auch jenes auf dieses! Man betrachte Art und Wirkung der schlechten Rede. Einmal träg, dann hüpfend, auf Querstraßen, in Winkel abschweifend, und mühsam wieder daraus hervorkriechend, hier sich übermäßig lang aufhaltend, und wie im Kreise drehend, Anderes oft wichtigeres nur streifend oder sogar übersehend, einmal aus Schwäche unvernehmlich, häufiger sich selbst überschreyend, und bald in widerlicher Blöße, bald in Lappen aller Farben gehüllt, erregt die schlechte Rede bey den Urtheilsfähigen unsäglichen Widerwillen, und verfehlt gemeiniglich selbst bey den Schwächeren, ob sie gleich diese oft durch Betäubung täuscht, ihr Ziel. Die besten Sachen werden durch sie entstellt, und Mißverständnisse statt Ueberzeugungen gepflanzt, wo sie in Büchern oder überhaupt in Lehrvorträgen das Wort führt; und wo ihr dieses in Geschäften zufällt, da kommt in die Verhandlungen aller

Art bald eine verwirrende Weitschweifigkeit, bald eine lückenvolle Kürze, überhaupt eine Ungebührlichkeit, woraus die schädlichsten Anstände, Widersprüche und Zögerungen zu entstehen pflegen. Davor schützt die Logik und Rhetorik nicht, am wenigsten was man Aesthetik nennt, sondern der Geschmack, der sich an tadellosen Mustern gebildet, und wider die Verführungen gestärkt hat, deren Menge und Gefährlichkeit mit der Mischung der Völker und der Stände, mit der Zahl der Schreibenden und Lesenden, mit der Mannigfaltigkeit des Verkehres und der Geschäfte zunimmt, wo dann alle Fehler, und, wenn man so sagen darf, alle Laster des Vortrages zuerst geduldet, endlich gehegt, und sogar geehrt werden.

Solche schützende Muster sind die Alten, welche vorzugsweise die Classiker genannt werden, nicht nur im Ausdrucke, (der Wahl und Stellung der Worte), sondern auch im Vortrage (der Wahl, Ordnung und Verbindung

der Gedanken). In letzterem besonders unterscheidet sie, bey aller Mannigfaltigkeit der Form unter ihnen selbst, eine Beachtung des Nothwendigen, Zweckmäßigen, Dienlichen und Schicklichen, und eine Scheu des dem entgegengesetzten, ferner eine Kunst zu theilen, jedoch in Glieder nicht in Stücke, und die Hauptsätze hervorzuheben, ohne sie auszusondern; endlich eine Sorgfalt, Reihen zu stellen, zu schließen, zu verknüpfen, und ohne Einförmigkeit durch Ebenmaß eine anmuthige Uebereinstimmung hervorzubringen. In ihrer Sprache, die von aller Einmischung der Sklaven uud Barbaren rein gehalten wurde, ist neben den übrigen Eigenschaften, welche zur Popularität, d. i. zu der würdigsten Bestimmung und höchsten Macht der Rede erfordert werden, am ausgezeichnetsten das strenge Maß, wodurch nicht nur unnützer Ueberfluß von Worten abgeschnitten, sondern auch ein Anstand erhalten wird, der alle Uebertreibung des Ausdruckes

als eine gleich unwürdige und zwecklose Anstrengung ausschließt, und eben darum für den höchsten Nachdruck angemessene Töne behält, weil er sie nicht an dem unrechten Ort verschwendet.

Ein äußerer Vorzug dieser Vorbilder muß sie uns noch werther machen. Durchaus in einer großen Ferne von uns stehend, lassen sie uns, wie anhaltend wir uns auch mit ihnen beschäftigen mögen, bey weitem uneingenommener, als das uns gleichzeitige, oder der Zeit nach nähere, das, je mehr es uns gefällt, desto mehr unsere Selbständigkeit gefährdet, und uns zu unabsichtlicher Nachahmung hinreißt. Wie wir, so tief es uns gelingen mag, in den Geist des Alterthumes einzudringen, nicht zu fürchten haben, uns darein zu verlieren, und an Gesinnung Griechen oder Römer zu werden, wogegen wir keineswegs mit gleicher Sicherheit die Sitte des gleichzeitigen Auslandes, und selbst der eigenen Vor-

zeit, lieben und bewundern können; so bleibt in der Berührung mit den Werken der Alten unsere Eigenthümlichkeit viel besser gewahrt, als bey gleicher Zuneigung zu Neueren, Landsleuten oder Fremden; theils weil uns diese durch die Aehnlichkeit aller Verhältnisse so nahe, als jene durch die große Verschiedenheit derselben fern gestellt sind, theils weil die Werke der Alten schwerer zu fassen, und daher zu eigener Geistesthätigkeit aufregender sind. Jedoch gilt dieß nur von dem Lesen in den Ursprachen, das auch darum den Uebersetzungen weit vorzuziehen ist, durch welche, besonders wenn sie minder treu sind, die Werke der Alten jenes fremden Ansehens großentheils entkleidet, und in den Kreis des Heimischen gezogen werden.

Ist nun eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen die Bedingung der gedeihlichsten Bekanntschaft mit dem classischen Alterthume, so kann diese freylich verhältnißmäßig nur We=

nigen zu Theil werden, die zur Erlernung jener Sprachen Anlage und Muße haben. Ganz mit Unrecht aber würde man hieraus schließen, nur der gelehrten Bildung wegen und für sie nur sey die classische Gelehrsamkeit von Wichtigkeit. Es ist die Art einer vielleicht mehr zerrütteten, als, wie man gewöhnlich klagt, bewegten Zeit, alles abgeleitete zu überschätzen, die Quellen hingegen nicht gebührend hochzuachten. Wer einsehen will, wie alle Bildung überhaupt von der gelehrten abgeleitet sey, hat nicht nöthig, diese als versiegt zu denken, und was dann übrig bleiben würde, sich vorzustellen; welche Dürre schon, wo sie nur abnimmt, entstehe, davon kann man überall, wo Ungelehrte lehrend auf irgend eine Weise auftreten, eine deutliche Vorstellung erlangen. So wenig das Handwerk unabhängig ist von Wissenschaft und Kunst, oder gar mit ihnen einerley; von denen es vielmehr zu lernen hat, und desto mehr lernt, je blühender

sie sind; eben so wenig kann die niedere Bildung, welche man die allgemeine nennt, ihrer natürlichen Abhängigkeit von der hohen entzogen oder dieser gleichgestellt werden, von welcher sie vielmehr, damit sie nicht stocke und schwinde, unablässig zu empfangen hat, und desto mehr empfängt, je kräftiger diese wurzelt, und sich ausbreitet.

Ueber den

bürgerlichen Zustand Galliens

um die Zeit

der fränkischen Eroberung.

Gelesen am 25. August 1827.

So wechselvoll der Schauplatz der Geschichte ist, so sind darauf plötzliche, durchgreifende Umwandlungen doch nicht minder selten als in der Natur. Mancher schroffe Gegensatz erscheint bey genauerer Betrachtung als unschwieriger Uebergang; selbst manche Zerstörung als bloße Umgestaltung. Wie sich unter alten Namen allmählich Neues bildet, so pflegt

unter neuen Namen Altes fortzudauern. Einzelne Begebenheiten, welche scheinbar das Bestehende vernichten, sind gemeiniglich nur den Oberflächen und den Spitzen verderblich. Dringt ein gewaltiger Stoß auch tiefer ein, so beschleunigt er oft nur die Entwicklung. Denn das Angegriffene, das sich nicht selbstständig behaupten kann, übt wenigstens einen Gegendruck aus, der dem Angreifenden oft den Sieg erschwert und verkümmert. Je stärker dieser Gegendruck, um so größer wird an der neuen Ordnung der Antheil des Alten; und die Vergangenheit, wenn auch verborgen, unbeachtet, ja verachtet, bleibt Grundlage.

Davon macht selbst die größte aller Veränderungen, die das Abendland erfahren hat, das Werk des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, keine Ausnahme. Zwar ist die Meynung sehr verbreitet, die an den Untergang des weströmischen Reiches eine Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse knüpft,

und namentlich die Franken Chlodwig's für zermalmende Neuerer hält. Wie aber hätten sie das seyn können, die in Vergleichung mit den Galliern so wenig zahlreich waren? Zudem rohe Leute gegen ein gebildetes Volk, dessen Art und Sitte wo nicht zu lieben doch zu dulden sie überdieß ein Jahrhundert lang vielfältiger, meist friedlicher Verkehr gewöhnt hatte. Das frühe Erlöschen ihrer Muttersprache in dem größten Theile Galliens, und in der neuen Zunge das entschiedene Vorherrschen des Lateins mit Zumischung von dem, was Sidonius Apollinaris celtische Schuppen nennt, reicht allein zu, das Verhältniß zwischen den Eroberern und den Besiegten, wie es sich im Großen ausgebildet hat, erkennen zu lassen. Aber auch im Einzelnen erhellt aus dem bürgerlichen Zustande Galliens zunächst vor und nach der Eroberung, wie viel weniger die Franken Mitgebrachtes dem Lande aufgedrungen, als dort Angetroffenes angenommen und behalten haben.

Um diesen Zustand recht zu fassen, ist es nicht undienlich, viel weiter hinaufzusteigen. Als die Römer Galliens Eroberung begannen, war das Land in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, die sich in ihrer Verfassung wenig unterschieden, aber alle das mit einander gemein hatten, daß dem Adel allein, der sich in Priester und Ritter theilte, Macht und Ehre zukam. Die Priester, von allen öffentlichen Lasten frey, gaben dem richterlichen Amte, das sie führten, durch Ausschließung der Ungehorsamen vom Gottesdienste Gewicht; dem Ritter diente zur Erhaltung und Vermehrung seines Ansehens, und nicht selten zur Ergreifung der höchsten Gewalt, die Menge höriger Leute, womit er sich zu umgeben wußte. Der gemeine Freye, dieser bey den benachbarten Deutschen überwiegende Stand, galt in Gallien so wenig, daß er sich von den Unfreyen kaum unterscheiden ließ. Auch nahm er anhaltend ab, weil Druck der Abgaben, Ueber-

schuldung, Unsicherheit sehr viele zwang, sich in Schirm und Dienstbarkeit des Adels zu begeben.

Viel mag an diesen Verhältnissen schon jener Sturm verändert haben, der, von Julius Cäsar nach Gallien gebracht, neun Jahre lang das Land erschütterte und mit desselben Unterwerfung endigte. Darin ging ohne Zweifel ein großer Theil des Adels unter; dagegen kam nicht nur von den Gemeinen mancher Einzelne empor, sondern hob auch den Werth des Standes selbst die Noth der Umstände. Noch weit eingreifender wirkte hierauf in langem Frieden die römische Gesetzgebung; einerseits keine Art von Hoheit neben der obrigkeitlichen duldend; andererseits die Freygebornen schützend, selbst den Austritt aus der Knechtschaft begünstigend. Dieselbe Herrschaft, unter welcher Italien wie Griechenland verdarb, erhob Gallien zu größerem Wohlstande, als es zur Zeit seiner Selbstständigkeit er=

reicht hatte; ein Beweis, nicht daß die Herrschaft löblich, sondern daß, was ihr voranging, weit schlechter war. Die große Mehrzahl konnte bey dem Uebergange aus einer Freyheit, welche nicht die ihrige gewesen, in eine Unterthänigkeit, die vergleichungsweise wenig Lästiges und nichts Erniedrigendes hatte, nur gewinnen. Auch den ehemals Bevorrechteten gewährte für das Verlorene die Sicherheit ihres bleibenden Besitzes und der Einfluß, den er ihnen noch immer gab, Ersatz. Den zahlreich besetzten Gemeinderäthen, die ihre Mitglieder und Vorsteher selbst wählten, stand in einem weiten Bereiche die ganze niedere Verwaltung zu; denn unmittelbare Unterbeamten hatte der Kaiser gar nicht, und es gab keine von den Städten abgesonderten Landbezirke; meist war den Hauptstädten das Gebiet geblieben, dessen Mittelpunct sie zuvor gewesen waren. Diese Gemeinderäthe, in denen der alte Adel des Landes fortdauerte und sich mit

neu emporkommenden Geschlechtern stets ergänzte, waren nicht nur im Kleinen Ebenbilder, sondern gewißermaßen auch Pflanzschulen des römischen Senates, in welchen nach und nach die angesehensten Männer aus allen Theilen Galliens aufgenommen wurden; woraus auf ihre Heimath, die sie darum nicht aufgaben, nicht weniger Glanz als auf ihr Haus fiel. Was einst Gallien eigenes gehabt hatte, war größtentheils schon am Ende des ersten Jahrhunderts nach der Eroberung so gebrochen, daß der gräuelhafte Druidendienst ohne Schwierigkeit aufgehoben wurde.

Ausgerottet war indessen das Alte doch nicht, sondern trat wieder von Zeit zu Zeit in starken Nachtrieben an's Licht. Schon als das Kaiserthum noch am kräftigsten war, geschahen mehr als einmal Versuche des Aufruhrs durch große Gutsherren an der Spitze ihrer Dienstleute und Schuldner. Vermuthlich ist ein Aufstand, welcher von dem Kaiser

Antonin dem Zweiten gedämpft wurde, von derselben Art gewesen. In der Neige des dritten Jahrhunderts brach ein Bauernkrieg in Gallien aus; eine desto merkwürdigere Erscheinung, weil sie zu diesen Zeiten nur hier und in den angrenzenden Bezirken Spaniens vorkommt. Die Bagauda, so hieß der gallische Bundschuh, löste der Kaiser Maximian theils mit Waffengewalt, theils gütlich auf. Aber sie regte sich in der Folge noch oft, und am furchtbarsten nur fünfzig Jahre vor der fränkischen Eroberung, nach welcher keine Meldung mehr davon geschieht; obgleich der Same nicht ausgegangen war. Die Aufrührer waren theils Leibeigene der großen Eigenthümer, theils, und vielleicht die Mehrzahl, freye Leute; insgesammt zu verzweiflungsvoller Abwehr durch die Unerträglichkeit ihrer Lasten angetrieben.

Denn in dem Maße, wie das Kaiserthum abstarb, nahm die Willkühr und Anmaßung der Ersten im Volke überhand. Weit schärfer

als zuvor sonderte sich ein zahlreicher Adel aus, der seine Mitglieder vorzugsweise und fast ausschließend Bürger nannte, wie dieses später in deutschen Städten die ehrbaren Geschlechter thaten. Dieser Adel eignete sich alle ansehnlichen Aemter zu und wachte eifersuchtsvoll, daß nicht Andere in dieses sein Erbgut eindrängten. Der Hauptsitz seiner Macht war aber in den Gemeinderäthen, die nun anfingen, den Senat zu spielen; obwohl den unter ihrer Verwaltung stehenden Bezirken großentheils schon damals Stadtgrafen, diese aber selbst aus dem einheimischen Adel, vorgesetzt waren. Die Vertheilung und Erhebung der Steuern, welche dem Gemeinderathe zustand, war in der Hand seiner Mitglieder ein Mittel, nicht nur für sich selbst Erleichterung zu erlangen, sondern auch durch die größere Last, welche nun die Niederen traf, sehr viele von diesen in ihre Dienstbarkeit, welche sie der Steuerlast enthob, zu nöthigen.

Eng verbunden mit dem Adel, meist aus ihm hervorgegangen, war die zahlreiche Priesterschaft. Die Bischöfe übten bereits eine ansehnliche Gerichtsbarkeit aus, und hatten die großen Geschäfte in ihrer Hand. Sie verfügten über die Nutzung des schon sehr beträchtlichen Kirchenvermögens, und wußten Steuerfreyheiten nicht nur für dieses, sondern auch für das eigene Vermögen der Geistlichen zu erlangen. Schon waren sie unstreitig der erste Stand. Kein Wunder, daß diese Stellen sehr gesucht waren, und selbst manchmal ein oberster Staatsbeamter darnach strebte, darin ausruhte. Gewiß haben viele dieser Bischöfe ihre Macht zur Minderung des Druckes, der auf dem Volke lag, angewandt; doch wirft ihnen sehr nachdrücklich einer aus ihrer Mitte vor, daß sie aus Eigennutz das allgemeine Wohl versäumten.

Die gemeinen Freyen, verhältnißmäßig eine kleine Zahl, geriethen in solche Dunkel-

heit, daß ihr Stand zweifelhaft und zweydeutig wurde. Dieß um so mehr, weil dem Namen nach frey auch diejenigen waren, die einen Schutzherrn hatten. Diese Leute dienten aber neben und gleich den Leibeigenen und wurden in der Behandlung wenig unterschieden. Es gab noch mehrerley Benennungen für die hörigen Anbauer des Landes; im Wesentlichen war Bauer und Unfreyer dasselbe.

So kam Gallien im fünften Jahrhundert zu ungefähr demselben bürgerlichen Zustande herab, woraus ihm einst die römische Eroberung emporgeholfen hatte. Der Mittelstand war bereits unterdrückt, wie in dem römischen Reiche überhaupt, dessen grausenvoller Untergang vorzüglich diesem Uebel zuzuschreiben ist. Die fränkische Eroberung brachte der großen Mehrzahl des Volkes nicht erst die Knechtschaft, schärfte sie nicht einmal, ließ sie nur fortdauern, aber trug sie weiter.

Hundert Jahre nach dieser Eroberung schrieb Gregorius, Bischof von Tours, aus einem vornehmen Geschlecht des Landes Auvergne, das Werk, welches die Hauptquelle der ältesten fränkischen Geschichte ist. Von einzelnen Gewaltstreichen abgesehen, die nicht einmal so häufig sind, als man erwarten möchte, finden wir hier in den Verhältnißen der Stände wenig Veränderung. Dieselbe Macht der Bischöfe, die oft nicht aus der Geistlichkeit, sondern aus den oberen Staatsbeamten erwählt werden, und des Adels, dessen Mitglieder noch vorzugsweise Bürger genannt, weit häufiger als Franken, im Besitze der ersten Aemter sind. Von dem gemeinen Freyen, der in dem fränkischen Gesetzbuche zwar noch seine Stelle hat, jedoch in viel größerem Abstande von dem Adeligen als von dem Hörigen, ist kaum die Rede. Angemerkt ist nur seine Schutzlosigkeit, und wie ihn sein Elend in die Knechtschaft zwang; aber auch, wie damals schon Versuche

gemacht wurden, und zwar durch Staatsbeamte gallischer Herkunft, dem gemeinen Franken eben dieses Loos zu bereiten.

Dieß gelang nicht in der ersten Zeit, aber in der folgenden, die nach und nach allen Unterschied zwischen Galliern und Franken aufhob, die Knechtschaft auf die Stadtbewohner ausdehnte, und zuletzt unterhalb des Adels und der Geistlichkeit nichts übrig ließ, als arme Leute. In allem Wechsel, den hierauf die königliche Macht und die Stellung der zwey herrschenden Stände gegen sie und gegeneinander erfuhr, blieb der bürgerliche Zustand des Landvolkes im Wesentlichen unverändert. Irrig wird das Lehenwesen angeklagt, diesen Zustand verschlimmert zu haben; es ließ ihn wie er war. Die Städte zwar gelangten wieder durch die Gemeinderechte, die ihnen weise Könige ertheilten, innerhalb ihrer Ringmauern zu der Art von Selbstständigkeit, welche sie um die Zeit der fränkischen Er-

oberung besessen hatten. Allein dem dritten Stande, der nun hier wieder aufkam, gebrach es an dem wesentlichsten Bestandtheile, durch welchen allein er hätte können bedeutend werden, an freyen Landeigenthümern.

Wie viel anders diese Verhältnisse sich in Deutschland würden ausgebildet haben, wären nicht vierhundert Jahre lang die mit Galliern vermischten Franken das herrschende Volk gewesen, ist an England zu sehen, wo den gemeinen Freyen selbst die normännische Eroberung nicht hat ausrotten können. Allerdings war schon in Deutschland, wie es Tacitus kannte, Leibeigenschaft; allein höchst wahrscheinlich war die Zahl der Unfreyen, welche Land für einen Herrn bauten, nicht groß, und von den gemeinen Freyen weit überwogen. Ueber Bayern, Schwaben, Franken und Westphalen kam mit der fränkischen Herrschaft, was diese in Gallien angetroffen und sich angeeignet hatte, Ueberwältigung der Freyheit

der Gemeinen, obwohl so durchgehends nicht, als bey den Franzosen.

Auch in Deutschland ist diese Freyheit gerade da, wo unsere Vorfahren sie am meisten bedroht glaubten, in Städten, frühe wieder aufgekommen; aber die Unfreyheit des Landvolkes, obgleich viel gemildert, hat in den meisten Ländern fortgedauert. Stadt und Land wieder gleich zu stellen, den Bauer zum Bürger zu erheben, war der neuesten Zeit vorbehalten. In jener Erstorbenheit des Denkens und Verdorbenheit des Wissens, die dem Umsturze der römischen Weltherrschaft nicht erst gefolgt, sondern vorangegangen ist, wo Gesetz, Regierung, Staat, Vaterland, Gemeinwohl darniederlag, verkam auch die gemeine Freyheit. Die Wiederkehr der Alles prüfenden und beleuchtenden Wissenschaft hat sie wieder aufgerichtet; jeder große Fortschritt derselben hat sie gefördert und gestärkt. Wege sind eröffnet, ebenso entfernt von eingebildeter und,

könnte sie erreicht werden, verderblicher Gleichheit, als von einer alle Einheit hindernden, alles Wachsthum hemmenden Ungleichheit; ausgehend von Einsicht und Besinnung, nicht von Leidenschaft und Vorurtheil; abzielend nicht auf Zertrümmerung und Zerstreuung, sondern auf Abtheilung und Verbindung.

Von dem

Einflusse der Geistlichkeit

unter den Merovingern.

Gelesen am 25. August 1830.

Carl der Große und das von ihm eröffnete Zeitalter hat die vorangegangenen drey Jahrhunderte der Merovinger so verdunkelt, daß, wo nicht der Forscher, doch der Liebhaber der Geschichte über diesen großen Zeitraum hinwegzueilen pflegt, zumal er in den meisten Darstellungen einer schauerlichen Wüste gleicht. Mit Unrecht; denn in dieser Zeit, welche kein Stammbaum erreicht, nahm alles, was in der Folge hoch gediehen ist, den Anfang; dort ver-

bindet sich in Reibung und Gährung mit der alten Welt die neue. Doch ist nicht darum allein dieser Vorgrund des Mittelalters betrachtenswerth; es fehlt ihm nicht an Stellen, welche gegen seine rauhe Anlage wie der Friede gegen den Krieg abstechen, und den Eindruck von Wildheit und Gewaltsamkeit sehr mildern, während sie eben dadurch gehoben werden.

Ich rede von dem mächtigen Einflusse der Geistlichkeit, welcher vielleicht in keiner andern Zeit wohlthätiger gewesen ist, in keiner so rettend, so behütend. Wo er dafür nicht erkannt wurde, stand entweder das Vorurtheil entgegen, das sich genauerer Betrachtung weigerte; oder war dazu der Standpunct nicht gut gewählt, der für die Geschichte nicht in der Gegenwart zu nehmen ist, sondern in der Mitte, ja am Eingange der zu betrachtenden Vergangenheit.

Gallien erlitt, im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, zuerst den Einbruch der

Burgunder, Sueven, Alanen und Vandalen, hierauf der Westgothen, alsdann Attila's, zuvor und nachher der Alemannen, und der Franken, welche zuletzt, nach langem und heißem Kampfe, Meister des Landes blieben. Ein Jahrhundert voll Kriegsnoth hätte Land und Volk verderben müssen, wäre auch der frühere Zustand gut und gesund gewesen. Allein die Uebel, woran das abendländische Reich hinstarb, hatten viel früher schon auch Gallien ergriffen, zerrüttet und entnervt; um so tiefer ging nun das Verderben von Geschlecht zu Geschlecht. Der Eroberer traf ein erschöpftes, mit Ausnahme der Stadtfluren großentheils verödetes Land, ein gebeugtes, kleinmüthiges, verstummtes Volk. Er selbst war trotzig, unbändig und besonders raublustig; denn von Raub hatte er seit langer Zeit gelebt. Ihm kamen die Vornehmen des Landes mit eigennütziger Dienstwilligkeit entgegen, die Befriedigung seiner Habsucht ihm bequem zu ma-

chen; und es gelang ihnen so gut, daß sie bald mit ihm auf gleichem Fuße standen. In der Rohheit des Franken ging unter, was der Gallier an Bildung noch bewahrt, und in der Verdorbenheit des Galliers, was der Franke gutartiges mitgebracht hatte; und ein Austausch von Lastern der Verfeinerung und der Wildheit wurde die Grundlage der Vereinigung. Nur Ein Stand, vor nicht langer Zeit gestiftet, und obwohl von den andern gar nicht scharf gesondert, doch weniger als diese von den Uebeln der Zeit berührt, hatte Kräfte, so zu sagen jugendliche, der Verwilderung Einhalt zu thun, und that ihr Einhalt.

Mitten im Verfalle der bürgerlichen Ordnung war das Ansehen der Bischöfe gewachsen, und je gebrechlicher die weltliche Gemeinde, desto fester die kirchliche geworden. Der Bischof war der Mann des Volkes schon darum, weil er die einzige Obrigkeit war, die das Volk erwählen, später wenigstens begehren

durfte; und weil er nicht von auswärts kam, wie die meisten weltlichen Obern, sondern gewöhnlich aus einem ansehnlichen Geschlecht des Sprengels selbst. Es drängten sich zu dem hohen Amte allerdings viele, die nur dessen Glanz und Einkommen anzog; doch wurden dazu auch oft die Besten des Landes berufen, manchmal sogar genöthigt; und das Beyspiel von Würde, Treue, Milde, welches diese gaben, konnte von den andern nicht ganz unbeachtet bleiben. Dieselben Männer, welche durch Predigt und andere Uebungen der Andacht die Gemüther aufrichteten, waren die Ernährer der zahlreichen Armen aus dem Kirchengute, welches sie verwalteten, und oft aus eigenem Vermögen sehr vermehrten; waren die unerschrockenen und allein geachteten Fürsprecher des Volkes in vielfacher Noth, gegen einheimische und fremde Gewalthaber. Denn auch Feinde, auch Irrglaubige, selbst Heiden rührte das zuversichtliche Dazwischen-

treten dieser Boten des Friedens. Vibianus folgte, ein lebensmüder Greis, freywillig seiner von den Westgothen in die Knechtschaft abgeführten Gemeinde, und erlangte von Theoderich I. ihre Freylassung. Germanus fiel einem Könige der Alanen, welchen Aetius, das Land zu züchtigen, gesandt hatte, in die Zügel, und bewog ihn abzulassen. Bald darauf entwaffneten selbst Attila's Zorn Lupus und Anianus. Auch den Franken war längst nicht unbekannt, was Bischöfe vorstellten und vermochten. Ihre Väter hatten die Macht der Rede des heiligen Ambrosius bewundert, wodurch der Gegenkaiser Maximus war abgehalten worden, Italien mit ihnen zu überziehen; von dem gewaltigen König Eurich, dem auch sie gewärtig waren, sahen sie den Bischof Epiphanius erlangen, was er begehrte.

Chlodwig achtete und ehrte, schon ehe er sich taufen ließ, den großen Bischof Remigius und andere; sie waren ohne Zweifel die Ver-

mittler, welche allenthalben den Kampf mäßigten und abkürzten. In den Schooß der Kirche aufgenommen, fand er an der Geistlichkeit eine befreundete Macht, die nicht, wie etwas später in Spanien, sich über das Königthum erhob, (welches sie dort insgeheim, so lange es von ihr abgewandt war, untergraben hatte); die nicht, wie nachher in Britannien, dem römischen Stuhle, welcher von dem Kaiser abhing, pflichtig war; sondern vermögend und bereit, die Selbstständigkeit des neuen Thrones durch ihre eigene zu verstärken. Die Kirchenversammlung, welche kurz vor dem Tode Chlodwigs gehalten ward, besiegelte den Bund der Landeskirche mit dem Staate. Der König hatte die Versammlung angeordnet und ihr vorgeschrieben, über was sie berathschlagen sollte; ihm wurden ihre Beschlüsse zur Bestätigung vorgelegt. An der Berathung aber hatten nur Bischöfe Theil und diese alle mit gleichem Rechte; es erhielt so wenig ein welt-

licher Großer Zutritt, als ein Erzbischof die Oberhand. Die Schlüsse haben großentheils die Befestigung, nicht Vermehrung, der bischöflichen Gewalt zur Absicht, stellen aber eine Reihe menschenfreundlicher Bestimmungen voran, deren die unheilvolle Zeit am meisten bedurfte. Den wegen irgend einer Anschuldigung Verfolgten gewährt die Kirche und das Haus des Bischofs eine Freystätte; nicht daß sie ungestraft bleiben, sondern daß sie nicht anders ausgeliefert werden, als gegen eidliche Verpflichtung des Verfolgers, nicht zu tödten noch zu verstümmeln, sondern Buße anzunehmen. Auch der flüchtige Leibeigene findet in der Kirche Zuflucht, bis der Herr ihm eidlich verzeiht. Den Leibeigenen, welchen ein Bischof ohne Wissen des Herrn zum Priester geweiht hat, kann dieser nicht zurückfordern, aber doppelten Ersatz des Werthes von dem Bischof. Endlich wird der Ertrag aller Güter, welche der König den Kirchen schenkt, nächst der Un-

terhaltung der Gotteshäuser, zur Armenpflege und zum Loskaufe von Gefangenen bestimmt.

Auf diesem, schon im Beginne der neuen Herrschaft gebahnten, Wege gingen die Bischöfe der folgenden Zeit. Allein ihre Aufgabe wurde nicht leichter, vielmehr schwerer als zuvor. Aus dem Geschlecht Chlodwig's stand nicht Einer auf, der sein Werk zu vollenden vermocht hätte; schnell verfiel die königliche Macht und ermangelte der Kraft, oft auch des Willens, Leben, Freyheit und Eigenthum zu schützen. Die Herrschaft behielt den rauhen Ton der Eroberung, weil über die Theilungen des Reiches Krieg auf Krieg entbrannte, und jeder Theilhaber, was ihm nicht angehörte, als fremd und feindlich behandelte. Alles Trachten der Höfe ging auf Geld-Eintreibung um Schätze anzuhäufen, weil nur damit Anhang zu erwerben war; und die Gefängnisse waren voll von Steuerpflichtigen, die nicht bezahlen konnten. Die Großen, sowohl

Gallier als Franken, übten Faustrecht, und sogar Städte befehdeten einander. Furchtbar wuchs die Zahl der Unfreyen, da alle Kriegsgefangene in Knechtschaft fielen; und ihr Loos war desto härter, weil römische und deutsche Sitte dazu verbunden wurde. Man verkaufte sie in Schaaren, oft weit von ihrer Heimat, in das Ausland, selbst an Juden. Während mächtige Uebelthäter straflos waren, litten die niederen, auch für kleine Frevel, gewöhnlich die Todesstrafe. Nichts war, das die Machthaber sich nicht erlaubten, die Unterworfenen nicht ertrugen.

Solcher Zerrüttung konnte nur die Geistlichkeit entgegenwirken, und mit ihrem, oft selbst gefährdeten, Ansehen nicht zwar abhelfen, doch vielfach steuern, und das gänzliche Versinken von Recht und Menschlichkeit abwehren. Häufige Kirchenversammlungen zogen nicht das Wohl der Kirche allein, auch des gemeinen Wesens in Betracht, und sprachen

nicht nur über die Beschädiger des Kirchengutes, auch über die Unterdrücker des Volkes den Kirchenbann aus. Namentlich belegten sie mit dieser Strafe die Mächtigen, welche den Geringen ihr Gut nähmen, und von welchen Freye und Freygelassene in Knechtschaft gestoßen würden. Sie verordneten, daß jede Stadt ihre Armen nähre; daß jeden Sonntag ein Erzpiester die Gefängnisse untersuche; daß den Gefangenen die Kost von dem Bischofe gereicht werde. Sie setzten einen billigen Preis fest, wofür die Juden ihre christlichen Leibeigenen loszugeben hätten, und ermahnten die Begüterten, von ihren Knechten je den zehnten frey zu lassen, die minder Bemittelten aber, Beyträge zum Loskaufe zu leisten. Allein obgleich solche Beschlüsse durch königliche Bestätigung bekräftigt waren, traf die Ausführung auf große Schwierigkeiten. Noch waren viele der Mächtigsten unter den Franken, selbst in der Könige Umgebung, Heiden, auf welche, bis sie allmählich für die Kirche

gewonnen wurden, ihr Gebot keine Wirkung that. Genossen der Kirche selbst achteten oft ihres Bannes nicht; und als Nicetius, Bischof von Trier, von dem Könige Chlotar I., den er damit belegt hatte, dafür entsetzt und vertrieben wurde, fand er bey seinen Amtsbrüdern keinen Beystand. Freylich hatte das Verderben die Geistlichkeit selbst nicht unversehrt gelassen; viele unwürdige drangen ein, verunehrten das bischöfliche Amt und schwächten die Eintracht und die Kraft des Standes.

Indessen, so viel Hindernisse das Wirken der Gesammtheit auf das Ganze fand, weit größeres vermochten und leisteten einzelne Bischöfe, die ihre Pflicht erkannten, jeder in seinem Kreise, und nicht weniger mit weltlichen Mitteln als mit geistlichen. Anerkannt als die ersten Bürger ihrer Städte, waren sie die natürlichen Vertreter derselben gegen ungerechte und habsüchtige Beamten; fürsorgende Theilnehmer an allen Angelegenheiten der Gemein-

den; glückliche Vermittler in Streit zwischen Bürgern und Auswärtigen. Wo sie den Antheil an der Rechtspflege geltend zu machen wußten, den Gesetz und Herkommen ihnen zusprach, da ward ungerechtem Verfahren vorgebeugt, namentlich in den ganz besonders ihnen anbefohlenen Sachen der Wittwen und Waisen, und der Freygelassenen, deren Stand angefochten wurde. Als Verwalter des Kirchengutes mit der Gerichtsbarkeit über alle Angehörige desselben versehen, bereiteten sie einem ansehnlichen Theile der Bevölkerung ein festeres, gewöhnlich besseres Loos. Die Vergrößerung des Kirchenvermögens, worauf sie unabläßig ausgingen, und schon wegen der häufigen Verluste, die es litt, ausgehen mußten, wozu sie aber mit eigenen Gaben nicht weniger als Könige und Große, beytrugen, mehrte die Zahl der wo nicht glücklichen, doch minder unglücklichen Einwohner von großen, zum Theil weit entlegenen Bezirken, die, der

Kirche zugewandt, des häufigen Wechsels und willkührlichen Druckes weltlicher Gutsherren entledigt waren. Verwandten die Bischöfe einen großen Theil des Einkommens ihrer Sitze zur Erbauung und Ausschmückung ihrer Kirchen, (wodurch von der Baukunst wenigstens der Untergang, welcher die übrigen Künste traf, abgewandt und ihr frühes Wiederaufblühen möglich gemacht worden ist), so ließen sie doch andere gemeinnützige Anstalten nicht unbedacht. Sie stifteten Herbergen für Wanderer und, damals schon, Krankenhäuser; ein Bischof zu Mainz dämmte den Rheinstrom; und der schon genannte Nicetius schützte mit einer Burg das Land um Coblenz. Die Gastfreyheit, welche sie predigten, wurde von ihnen selbst auf das reichlichste geübt; Hohe und Niedere, sonst so getrennt, vereinigte an hohen Festen der Tisch des Bischofs, der, ein Hirte des Volkes, auch die Armen lud und labte.

Die Stelle, die den Bischöfen in dem Rathe

des Königs zuerst nur sein persönliches Zutrauen und ihr Ansehen in dem Volke erworben haben mochte, ward ihnen, da jener Rath wie erblich den größten Grundbesitzern anheimfiel, durch das Kirchengut gesichert, als dessen Inhaber sie zu diesen Besitzern selbst gehörten. Wie von manchem unter ihnen ein solcher Antheil an der obersten Gewalt mißbraucht worden, hat einer aus ihrer Mitte aufrichtig erzählt; im Ganzen ist auch diese Wirksamkeit der Bischöfe zuverläßig heilsam gewesen. Waren sie nicht in jenem hohen Rathe, der allein die königliche Macht einschränkte, oft auch allein ausübte, so hatte darin das arme Volk gar keinen Vertreter; so war zwischen den Großen, welche selbstständig, und denen, welche des Königs Diener waren, kein Vermittler; so fehlte das einzige, was die Rohheit der meisten Machthaber einigermaßen zähmen und lenken konnte. Es war vor Anderen ein Bischof, Arnulf von Metz, Carls des Großen Uräl-

tervater, der in dem Streite zwischen Brunhilde und Chlotar II. für diesen den Ausschlag gab; derselbe welcher nachher Dagobert I. so unterwies, daß er der Tüchtigste von Chlodwigs Geschlecht wurde. Es waren die Bischöfe aus den drey, nun wieder vereinten Reichen, die auf der Kirchenversammlung zu Paris im Jahre 615 den Grund zu der Ordnung legten, welche dem Lande Frieden auf viele Jahre gab und der Anfang einer festeren Verfassung war.

Aber von dieser Zeit an, wo mehr Franken als zuvor, und viele aus den ersten Geschlechtern, von dem Hoflager und aus dem Kriegsdienste zu der bischöflichen Würde gelangten, wurde daran das Weltliche sehr überwiegend. In der neuen Verwirrung, welcher erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts die Uebermacht Pipins von Heristall ein Ziel setzte, stritten Bischöfe gleich anderen Großen zuweilen gegen einander; und nicht weniger als neun büßten in kurzer Zeit ihren Widerstand

oder Angriff mit dem Leben. Der wohlthätige Einfluß der Geistlichkeit wäre dahin gewesen, hätten ihn noch die Bischöfe allein und die von ihnen ganz abhängigen Weltpriester auszuüben gehabt. Er war aber großentheils schon auf die Klöster übergegangen, die eben jetzt erst zahlreicher, besuchter und strenger wurden. Wie heilsam diese Bruderschaften in jener Zeit gewirkt haben, verdient eine umständlichere Erörterung, als heute das mir gegönnte Zeitmaß erlaubt. Das bisher vorgetragene zeigt nur die eine Hälfte und gewißermaßen nur die äußere Seite des Gegenstandes, welche gleichwohl für sich allein schon den unbefangenen Betrachter nicht unbefriedigt lassen kann, besonders, wenn er nicht allein das Gute, was jene Bischöfe gethan, sondern auch das Böse bedenkt, das sie abgewandt oder gemildert, ja auch solches, dessen sie sich enthalten haben. Denn bey solcher Macht der Geistlichkeit, solcher Geduld des Volkes und solcher Unwissenheit der

Großen, kein Versuch gewaltsamer Bekehrung, keine Verfolgung Irrglaubiger, und gegen Irrlehrer, die von außen kamen, ein wenigstens vergleichungsweise sehr schonendes Verfahren; ist das nicht ein Großes und geeignet, viele Fehler zu bedecken, viele Mängel aufzuwiegen?

Eilf Jahrhunderte sind zwischen unserer Zeit und jener mit der unbehülflichen Kindheit vergleichbaren. Bedarf der groß gewordene Staat jetzt nicht mehr des Pflegers und Aufsehers, wozu ihm in den Jahren der Unmündigkeit die Geistlichkeit gegeben war, so mag doch die Erinnerung an das, was damals von diesem Stande geleistet wurde, nicht untauglich seyn, aufmerksamer darauf zu machen, was von demselben zur Erhaltung, Mehrung, Ausbildung alles Guten in dem gemeinen Wesen noch jetzt und jederzeit geleistet werden kann, wo nur kein äußeres noch inneres Hinderniß ihm die Erfüllung seiner Bestimmung verkümmert.

Anhang.

Lobschriften.

Lobschrift

auf

Johann von Müller,

den Geschichtschreiber.

Gelesen in der Sitzung der Akademie
am 29. Mai 1811.

Jedwedes Verdienst in Wissenschaft und Kunst, auch jedes Werk, dem solches inwohnt, ist in zwiefacher Beziehung zu betrachten und zu schätzen; einmal für sich, bloß nach dem innern Werthe, dann aber nach seinem Verhältnisse zu seiner Zeit. Das eine Urtheil hält sich an die Sache; das andere umfaßt auch die Person. Dort kann nur die Annäherung zur Vollkommenheit, hier muß die Er=

hebung über die Umgebung beachtet werden. Als vorhanden erscheint das Verdienst in jener Schätzung, in dieser auch, wie es entsteht und wirkt. Tadelt jene, was nach allgemeinen Gesetzen tadelhaft ist, so entschuldigt diese nicht nur, sondern lobt zuweilen sogar manche Härten. Obwohl beide Schätzungen gleich unbefangenen Sinn erfordern, so gebührt doch jene mehr der Nachwelt, diese den Zeitgenossen; als denen noch vor Augen oder in frischem Andenken ist, was hier vornehmlich zu erwägen. Gleichzeitig mag daher die Lobschrift des Mannes Trefflichkeit darstellen; eine spätere Zeit aber das Kunsturtheil über seine Werke sprechen.

Jenes Ziel der Lobschrift hat die gegenwärtige auf den, vor zwei Jahren hingeschiedenen, Johann von Müller, dessen Rang unter den Gelehrten, Staatskundigen und Beredten, vorzüglich unter den Geschichtschreibern zu bestimmen, mehr der Nachwelt zukommt, als den Zeitgenossen; dem aber zu besonderem Lobe, ja zum Ruhme gereichen muß, daß er in solcher Zeit ein solcher Mann gewesen ist; und dessen großes Werk, obwohl ein Werk auf immer, noch besonderen Werth für seine Zeit und wegen derselben hatte; als ein desto erfreulicheres Erzeugniß, weil es allem sowohl zunächst vorhergehenden

als gleichzeitigen nicht ähnlich, vielmehr so entfernt davon als erhaben darüber war. Gleichwie eine große That oder eine glückliche Begebenheit um so erwünschter begegnet, je mehr man ihrer bedurfte und je weniger man sie hoffen konnte.

Selbst die Lebensumstände Johann von Müller's, obzwar nicht merkwürdig an sich, erhöhen, recht betrachtet, seinen Ruhm. Denn obgleich in allen seinen bürgerlichen Verhältnissen, so ehrenhaft sie waren, doch nichts Ruhmverleihendes, nichts für die Folgezeit Erhebliches ist; indem vermuthlich alle Aemter, die er in mehreren Ländern nach und nach mit tadelloser Treue bekleidet hat, von manchem Andern, weit geringer begabten, gleich gut, ja besser wären versehen worden; so gehört doch zu gerechter Schätzung seines Verdienstes die Erwägung: daß er nie in einer unabhängigen Lage war; daß er geraume Zeit, nachdem sein Name schon zu Ehre gekommen, seinen Unterhalt erst suchen mußte; daß ihm dieser fast überall nur gegen das Opfer eines großen Theiles seiner Zeit gereicht wurde; daß die Geschäfte, denen er sich hinzugeben hatte, fast alle, theils ihrer Natur nach, theils durch die vorgeschriebene Behandlung, seinem Geiste fremd, ja widerstrebend waren; daß er in dreißig Jahren fünf-

mal Wohnsitz und Lage ganz veränderte. Was er in einem so mühseligen, dazu nicht langen, Leben dennoch gebildet, ist um so achtungswerther und läßt abnehmen, wie viel mehr die Welt von ihm zu erwarten gehabt, wenn das Glück ihm die Freyheit und die Muße, überhaupt aber die heiteren Verhältnisse gegönnt hätte, deren sich die großen Alten gemeiniglich und selbst die Besten unter den Neueren erfreuten.

Johann von Müller's ächter Beruf, dem Knaben schon gleichsam vorbedeutet, klar und theuer dem Jüngling, durch den Mann standhaft erfüllt, war das Geschäft, oder, wie er selbst es nennt, „das große Amt des Geschichtschreibers." Von da wandte sich sein vielfaches Vermögen und Streben auch nach andern Seiten; jedoch immer nach verwandten. Denn als Forscher in der Weltgeschichte, fand er zur Erfüllung jenes Berufes neue Kräfte und Mittel; und als Schriftsteller über die Staatsverhältnisse seiner Zeit, versuchte er auf die Gegenwart anzuwenden, was ihn die Erkenntniß der Vergangenheit gelehrt hatte. Billig wird daher auch diese Lobschrift ihn als Geschichtschreiber zum Mittelpuncte nehmen.

Zuerst nun ist das Verdienst des Mannes in Erforschung der Geschichten, so er zu beschreiben

unternommen, zu betrachten. Nicht sowohl einzelne Eigenschaften, — denn er ist wohl in manchen übertroffen worden — als vielmehr alle vereinigt, erheben ihn als Forscher über seine Zeitgenossen. Denn weit entfernt, daß Fleiß und Scharfsinn, die zwar selbst auch selten und schätzbar sind, zu jener Arbeit hinreichten, nimmt sie vielmehr, wie unscheinbar sie ist, alle Tugenden des bewegtesten Lebens in Anspruch. Den Muth nämlich, um bis an die Enden des Wissens vorzudringen, dahin oft unbetretene Wege zu versuchen; des Muthes Schwester, die Beharrlichkeit, bey unerwarteter Schwierigkeit und nach oft unbelohnter Bemühung; die Mäßigung, die, immer den Zweck vorhaltend, weise beschränkt und vor reizenden Ausschweifungen bewahrt; die Ueberlegung, welche das Wesentliche nicht nur bezeichnet sondern es aufsuchen und entdecken lehrt; ja, die Gerechtigkeit, die Haß und Vorliebe entfernt, die Wahrheit allein ehrt und die Aufmerksamkeit auf alles nach dem rechten Maaße vertheilt. Schwer ist es wohl dem feurigen und von der Vorstellung des kurzen Lebens erfüllten Geiste, diese Tugenden vereint zu üben. Müller hat sich ihnen im vollen Feuer seiner Jugend schon ergeben. Er hat von sich gefordert, daß er die ganze Wahrheit der zu be-

schreibenden Geschichten seines Volkes fände; und so weit sie noch gefunden werden mag, ist es ihm gelungen.

Groß war allerdings der vor ihm schon gesammelte Vorrath der Nachrichten; auch zur Benützung hatten Etliche bereits mit Glück vorgearbeitet. Ihm war vorbehalten, Alles zu übersehen, zu ordnen und zusammenzufassen; während er zugleich jenen Vorrath selbst mit neuentdecktem vermehrte.

Unter den schriftlichen Hülfsmitteln gebührt den alten Jahrbüchern der erste Platz. Nur wenige sind volles Zutrauens würdig, die meisten vielfältiger Anfechtung ausgesetzt. Müller hat sie alle, sowohl einheimische als fremde, gewürdigt und mehr als Eines Brauchbarkeit gerettet; weniger durch künstliche, aus Einzelnem erhobene, Beweise, als durch glücklichen Ueberblick der ganzen Eigenthümlichkeit; vergleichbar dem sichern Urtheile des Vielgeübten, der in den Gesichtszügen der Menschen und in ihrer Umgebung schnell ihr Wesen findet. Also, wie der Weise auch der Schlimmen Dienst zu nützen weiß, folgt er ohne Gefahr selbst übel angesehenen Schriften, wo er die Zuläßigkeit ihres Zeugnisses erkannt hat.

Doch, auf die Jahrbücher nicht eingeschränkt,

verbreitet sich seine Aufmerksamkeit auf andere gleichzeitige Schriften, selbst in weiter Ferne; nicht ihres Gegenstandes halber, sondern weil das Gepräge ihrer Zeit an ihnen ist; mit Fremdem vermag er das Einheimische zu beleuchten, aus dem Allgemeinen das Besondere zu ziehen.

Eben so geschickt braucht er den Schatz, den, noch zerstreuter und verborgener, die zahlreichen Urkunden der Vergangenheit enthalten; schätzbar als Belege des Geschehenen, dem sie zunächst gewidmet sind; noch wichtiger, so fern sie aus häuslichen Verhältnissen auf öffentliche, und aus Einem auf Vieles, oft auf das Ganze schließen lassen. So zu Gebote stehen sie nur dem Meister, der in sie nichts hineinlegt, aber nichts in ihnen liegendes verkennt.

Die Gegenwart selbst befragt Müller über die Vergangenheit oft mit bewundernswerthem Erfolge. Denn er verwandte ungemeinen Fleiß auf die Kenntniß des Schauplatzes der zu beschreibenden Geschichten. Hier die eigenthümliche Gestalt des Landes, dort die Trümmer ehemaliger Wohnplätze; hier eine bedeutungsvolle Sitte, dort eine merkwürdige Eigenheit der Sprache; Alles, von ihm selbst unmittelbar aufgefaßt, verglichen und beurtheilt, wird durch ihn Zeugniß früherer Zeiten.

Ueberhaupt ist die Selbstständigkeit seines Forschens auszeichnend. Er behandelt seine Vorgänger mit der einem Jeden gebührenden Achtung; hadert nicht mit ihnen, wo er verschiedener Meynung ist; benützt erkenntlich, was von ihren Arbeiten ihm zusagt; aber nie wird er von ihnen abhängig und giebt nie dem Abgeleiteten die Ehre, welche nur der Quelle zukommt.

Ferner ist sein Vorzug eine seltene Vollständigkeit. Gar nicht begnügt mit dem Hervorragenden, das nur zu Umrissen zureicht, verfolgt er alles Wissenswerthe bis in seine Tiefen und nach seinen kleinsten Zweigen eben so entschlossen, als er das nicht Wissenswerthe verschmäht. Daher ihm volle Macht über seinen Stoff und die Zuversicht des reichen Mannes gegeben ist, der sein Besitzthum kennt und die Verlegenheiten des Mangels nicht zu fürchten hat.

Die Eigenschaft aber seines Forschens, welcher alle übrigen nur dienen, wie dem Geiste die Sinne, ist das reine, starke, sichere Gefühl der Wahrheit. In dem Zeitalter des übermüthigen Witzes, und noch ehe große Erfahrungen die Schwäche dieses Herrschers dargethan, hat er den Glauben, dessen Verbannung selbst zur Glaubenslehre geworden war, in die Geschichtsforschung wieder eingeführt und ihm

sein Gebiet neben dem Zweifel angewiesen. Also erhält bei ihm das Ungewöhnliche, das sonst kein Recht erlangen konnte, einen mächtigen Fürsprecher, und wird nie darum, weil es ungewöhnlich ist, verworfen. Er verachtet die Gaben der Sage nicht; Wahrscheinlichkeit und selbst Gewißheit sucht er daraus zu ziehen, und gelingt das minder, so behält auch die dunkel bleibende Erscheinung dennoch ihre Stelle. Vorsichtig ohne Argwohn, zutraulich ohne Leichtglaubigkeit, gelangt er nicht allein zur Fülle, sondern auch zur Sicherheit des Wissens, nach welcher Andere nur auf Kosten der Fülle gestrebt haben.

So vortrefflich ist er und so glücklich in der Forschung über den Stoff seines Werkes. Als entschieden dürfte man, auch wenn kein Beweis vorläge, annehmen, daß er dazu Geschick und Kraft vornehmlich durch Erkenntniß dessen, was man die Weltgeschichte nennt, empfangen habe. Denn wie zu den Wissenschaften die Hauptwissenschaft, so verhält sich zu der Geschichte Eines Volkes die allgemeine oder Weltgeschichte.

Diese hat Johann von Müller nicht von Andern sich lehren lassen, sondern dergestalt erforscht, daß er selbst sie lehren durfte. Völliges Ergründen zwar ist einem Menschenalter, wäre sogar zehn ver-

einigten unmöglich; möglich aber, jedoch schwer ist es, zu den Hauptquellen allen selbst, wie Müller that, hinabzusteigen. Nicht nur was von dem Reichthume Griechenlands und Roms auf uns gekommen, lernte er nach der Ordnung alles kennen; nicht minder aufmerksam, wenn auch minder froh, verweilte er bey den bedeutendsten Denkmalen der nachfolgenden Zeiten. Und wie das Alterthum ihn nicht von Erforschung späterer Geschichten abhielt, so ward nicht über dem Abendlande das Morgenland von ihm versäumt. Jedoch verlor er sich nicht dahin, wo nur die Neugierde noch Befriedigung findet; in die Länder, welche, wie Ostindien und China mit ihren Inselmeeren, der allgemeinen Geschichte nothwendig fremd bleiben, weil ihre eigenen Geschichten wenig oder nichts mit den abendländischen gemeines haben.

Eine Frucht und ein Zeugniß dieser Forschungen ist ein jugendliches Werk, erst nach seinem Tode an's Licht getreten. Obgleich der unermeßlichen Nachlese seines reiferen Alters nicht theilhaftig, und daher in allen Beziehungen weit nicht so vollendet, als die letzte Hand es geschaffen haben würde, ist es dennoch wohl das Einzige, was Deutschland der berühmten Abhandlung Bossuets entgegenhalten

kann. Und das mit Zuversicht. Denn es behauptet zwar der Franzose mehr Einheit: aber, wie es scheint, nur darum, weil er den Gesichtskreis enger zieht; weil er die jüngsten zehen Jahrhunderte ganz ausschließt; und weil er zum Standpuncte die Kirche nimmt. Der Deutsche führt die allgemeine Geschichte nicht nur bis auf seine Zeit herab; auch in der Weite umfaßt er Alles, was mit den Schicksalen Europa's in sichtbarer und bedeutender Verbindung steht; zum Standpuncte aber behält er den Staat. Daher die Sache selbst, vielmehr als ihre Behandlung, den Ueberblick erschwert, doch nicht vereitelt. Denn es wird, ohne Willkühr und Einseitigkeit, das Herrschende, Ursprung und Ziel aller Bewegung, so hervorgehoben, daß die reiche Mannichfaltigkeit, die sich umher verbreitet, einen nothwendigen Mittelpunct gewinnt, den aber der Verfasser, als dem die Gewohnheit der Fingerzeige niemals zusagte, nicht ausdrücklich bezeichnet.

Mag übrigens noch Manches vermißt, und Anderem das Recht auf eine Stelle in einem solchen Buche bestritten, dazu der Mangel an Ebenmaaß bedauert werden; je größer die Aufgabe, desto minder war Vollkommenes zu hoffen. Leichter ist es auch, Fehler aufzufinden, als den ganzen Werth des

Unternehmens und dieser Ausführung zu fassen. Den Maaßstab eines Lehrbuches darf man nicht ansetzen; auch ist es ein geringes Lob, daß Müller von manchen Dingen handle, die in Lehrbüchern kaum berührt werden. Nicht das Beybringen selbst, von Sachen, deren Quellen längst bekannt und zugänglich sind, vielmehr, wie das Gewählte aufgestellt, noch mehr, wie es verbunden, und hauptsächlich wie es beleuchtet wird, ist an einem solchen Werke zu schätzen; zu verdanken ist ihm nicht ein Besitzthum der Gelehrsamkeit, sondern ihre Blüthe; nicht eine Erweiterung des Wissens, sondern dessen Verwandlung in Erkenntniß und in Einsicht.

Die schon bemerkte Selbstständigkeit und Allseitigkeit der Forschungen Johann von Müller's giebt dem Werke, welches daraus erwuchs, den Vorzug der Einheit in der Ansicht und Behandlung Denn wie sich ein Bericht des Augenzeugen von Erzählungen, die bloß von Anderen Gehörtes wiederholen, merklich unterscheidet; so muß die Arbeit aus den Quellen über die Nachbildung des Entlehnten weit hervorragen; wodurch in vielen Schriften, die aus Beidem zusammengesetzt sind, unangenehme Ungleichheit entsteht. Ferner, da sonst von dem Einen mehr die Menschen und die Handlungen, von Anderen

mehr die Sachen und Begebenheiten hervorgehoben werden, scheint hierin Müller das rechte Maaß zu halten; da bey ihm die Freyheit sowohl als das Schicksal in allen ihren Stärken auftreten. Denn einmal sind die Gestalten der Handelnden, im Augenblicke ihrer kräftigsten Bestrebung, so gezeichnet, daß sie als das Bestimmende erscheinen; dann wird die Gewalt der Dinge, ob sie nun mit oder entgegenstrebe, so geschildert, daß man glaubt, in ihr das Waltende zu erkennen. Mit Sorgfalt sind nicht die Ereignisse allein, sondern auch die Zustände, auf welche und aus welchen jene wirkten, dargestellt; umständlicher, wie sich geziemte, die an Thätigkeit reichen, als die Zeitalter des Genusses und scheinbaren Stillstandes. Ueberhaupt wird dem Thätigen mehr Aufmerksamkeit als dem Leidenden, dem Aufwachsenden mehr als dem Abnehmenden gewidmet. Alles ist nur in Umrissen und nach kleinem Maaßstabe; eine andere Behandlung gestattet die Aufgabe nicht; aber die Umrisse sind scharf und die entferntesten Gestalten erkennbar. Uebrigens im ganzen Buche keine Nebenabsicht, keine Anmaßung, keine Zudringlichkeit; bescheiden wird von dem Verfasser der Eindruck mitgetheilt, den er von dem ergreifenden Schauspiele empfangen. Diese Vorzüge krönt

ein rascher, lebenvoller und fast immer würdiger, oft edler, und wie der Gegenstand es will, erhabener Vortrag.

Welchergestalt Johann von Müller die Geschichten seines Volkes erforschte, so daß er derselben Meister wurde; wie er seine Forschung auf die Weltgeschichte erstreckte und durch ein gehaltvolles Werk beurkundete, das haben wir zu zeigen versucht. Ein bedeutender Theil seines Verdienstes, jedoch nicht der wichtigste, ist dadurch angedeutet. Denn es könnte zwar der Geschichtforscher überhaupt größer als der Geschichtschreiber darum erscheinen, weil jener seyn kann ohne diesen, nicht aber dieser ohne jenen; allein mit Unrecht. Jener besitzt nur das Erworbene; dieser schafft ihm neue Gestalt; jener ist dem Kenner ähnlich, dieser dem Künstler.

Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft sind „die That der Geschichtschreibung" Johann von Müller's. Daran hat Alles seine erfreuliche Eigenthümlichkeit; die Anordnung des Ganzen, die Auswahl und die Stellung des Einzelnen, der Vortrag, die Sprache. Das alles aber geht aus seinem Geiste hervor; wie auch die Betrachtung, welche oftmals den Lauf der Erzählung nicht unterbricht, doch aufhält. Denn es war an ihm viel Angebildetes, doch

gar nichts willkührlich Angenommenes, das eben so willkührlich wieder abgelegt werden mag. Es ist daher zuerst von dem Geiste des Geschichtschreibers zu reden, als dem Grunde seiner eigenthümlichen Art.

Dieselbe Kraft, die oben als die vornehmste des Forschers betrachtet ward, ist auch in dem Geschichtschreiber das Mächtigste; der Geist der Wahrheit, dessen Gesetz fast jede Trefflichkeit des Künstlers in diesem Fache begreift. Denn, da ihm obliegt, das Wesen der Vergangenheit zu unsrer Anschauung zu bringen, so ist in Auswahl und Verbindung der Sachen, wie in Bildung der Rede, die Wahrheit seine Meisterin. Sie muß das Wesentliche und Nothwendige ausheben, das Zufällige und Unerhebliche entfernt halten, den Zusammenhang der Dinge offenbaren, die Erzählung abtheilen und ordnen, den Vortrag in Uebereinstimmung mit dem Wesen der Dinge setzen, die Worte selbst den Sachen anmessen; auf daß nicht der Blick gestört, beschränkt, getäuscht, verführt werde; nicht das Große klein, das Kleine groß, das Getrennte verbunden, das Verbundene getrennt erscheine; vielmehr Alles in der Erinnerung der Menschen dieselbe Stelle, Würde und Gestalt erhalte, die es in der fernen Wirklichkeit gehabt hat. Keinem ward gegeben, dieses Ziel der vollkommenen

Wahrheit zu erreichen; die aber ihm am nächsten gekommen sind, die haben sich, begeistert durch die Liebe zu ihr, dahin geschwungen. So vermag den Bildner zur Darstellung des Schönen nicht ein Vorsatz, eine Absicht, sondern allein die Begeisterung der Schönheit zu befähigen. Der als Jüngling schon zum Berufe seines Lebens wünschte, Kronen des Ruhmes den Unwürdigen abzunehmen und den Würdigen zu sichern, Johann von Müller hat früh erkannt, wie verehrungswerth die Wahrheit an sich, wie unverantwortlich ihre Verletzung und wie edel ihre treue Darstellung sey. Darum aber, weil er sich ihr unbedingt verpflichtet, ist ihre Hand in seinem Werke sichtbar. Denn wie sie denjenigen bestraft, der nicht als der Gebieterin ihr huldigen, der sie Geringerem unterordnen, sie als Mittel brauchen will, sey es um zu lehren oder zu ergötzen; Verdacht und Mißtrauen ist seinem Werke eingepflanzt und wohnt ihm bey, so lang es dauert; so verherrlicht sie sich an dem, der ihr, wie Johann von Müller, treu und rein gedient, indem sie seiner Arbeit das Siegel des Vertrauens aufdrückt.

Neben dieser hohen Wahrheitsliebe aber sind andere Eigenschaften, die ihrem Einflusse nicht schaden, vielmehr ihn unterstützen und befördern. Es

sind diejenigen, welche die Sinnes- und Gemüthsart des Mannes bilden. Unmöglich ist es, daß sie ohne sichtbare Wirkung auf das Werk des Geschichtschreibers bleiben; keines ist und keines wird seyn, an dem sie nicht erschienen. Diejenigen, von welchen man das Gegentheil mit einigem Scheine rühmen möchte, sind gar nicht frey davon; nur kündigen sie ein kaltes oder unedles Gemüth an. Also liegt daran ungemein viel, wie der Geschichtschreiber gedacht und gefühlt habe. Großentheils ist davon der Werth seiner Arbeit abhängig. Denn ist seine Seele niedrig und in Banden gewesen, so mag dem Werke weder Fleiß noch irgend eine Gabe frommen.

In Johann von Müller vereinigten sich Eigenschaften, die einander in erwünschtem Gleichgewichte haltend, der Wahrheitsliebe nicht gefährlich, nur beförderlich seyn konnten.

Von Natur etwas zu weich für einen Mann — daher im Leben weit nicht auf der Höhe seiner Schriften — hatte er im Umgange mit tüchtigen Männern, noch mehr in vertrautester Bekanntschaft mit den mannhaften Alten, die Anlage des Ernstes, der in seinem Werke vorherrscht, ausgebildet. Die Zeit, in welche seine Jugend fiel, unkundig der so nahe bevorstehenden Stürme, gefiel sich weibisch in

Spiel und Scherz, unterwarf ihnen auch die ernsthaften Dinge. Nachdruck und Innigkeit im Denken und Wollen, im Handeln und Reden, war als schwerfällig verrufen, nicht nur bey den von Natur leichtsinnigeren Völkern, sondern auch bey deutschen. Gesellin jener Artigkeit, bestimmt die Stelle der Tugend einzunehmen, war eine schwächliche Empfindsamkeit. Müller, voll der würdigen Vorstellung, die er aus der Kenntniß ächter Männer gezogen, voll des Eindruckes der ernsten Weltgeschichte, voll auch der Ahndung einer schweren Zukunft, verabscheute die gar nicht deutsche Sitte, mit dem Ernsthaften zu spielen und der Schwäche sich zu freuen. Er bekannte sich nachdrücklich zu seiner Meynung, zu seiner Neigung; hielt umfaßt, was Andere gleichgültig berührten; zu großen Gegenständen ließ er dem Scherze keinen Zugang; das Unmännliche verachtete, verwarf er; Freyes, Selbstständiges, Ausrichtendes und Siegreiches erhob er; Tugend war ihm die Gesundheit der Seele. Die Theilnahme, so aus dieser Gesinnung entsteht und wohl manchmal in Eifer übergeht, hat er mit Tacitus und selbst mit Thucydides gemein; vergebens und auch ohne Grund begehrte er als Jüngling der unbekümmerten Nüchternheit Julius Cäsars, welche, zwar bewunderns-

werth, doch nur demjenigen geziemt, der große und schlimme Dinge, von ihm selbst gethan oder herbeygeführt, beschreibt.

Also mußte sein Buch ernste Züge, doch nicht finstere annehmen. Wie der, welcher zu kriegen recht versteht, des Friedens am glückseligsten genießt; so behauptet sich bey ihm Wohlwollen und kraftvolle Heiterkeit unschwer neben dem Ernste; denn sie haben gleichen Ursprung. Ihm erregt das Widerwärtige nur Wehmuth, nicht abstumpfende Trauer: stets empfänglich für das Erfreuliche, entbehrt er nicht der Quelle der Anmuth.

Recht und Sittlichkeit, die Pflegerinnen der Gesellschaften, hat er wahrlich nicht geringer, als von einem solchen Manne zu erwarten stand, geachtet. Aber nicht nur hielt er die Gesetzgebung der Schule, welche das Freye mit Begriffen binden will, für unbefugt; sondern ihm war die Unvollkommenheit der menschlichen Natur so klar und gegenwärtig, daß er den Fehlern, die oft neben großer Tugend stehen, ungemeine Nachsicht schenkte. Was den Mann untüchtig macht, was ihn entehrt, Unmäßigkeit, Feigheit, Untreue, zeigt er mit Verachtung und Abscheu; viel Anderes jedoch ist, nach ihm, denen, so das Wesentliche ihrer Pflicht thun, zu vergeben. Vor-

nehmlich pflegt er öffentliches und häusliches Leben scharf zu sondern und, obwohl gegen dieses nicht gleichgültig, jenem den Vorzug, der ihm besonders in der Geschichte der Völker zukommt, anzuweisen; die Tugenden des Handelns mehr als die des Leidens zu feyern und, gemäß seinen hohen Vorstellungen von dem Wesen des Staates, die staatsverderblichen Fehler, sonderlich die Trägheit, mehr als Schwächen, die oft auffallender, doch minder gemeinschädlich sind, zu strafen. Selbst unsittliche Naturen, wenn eine große Kraft in ihnen waltete, sind ihm tieferer Betrachtung werth; wo aber selbst das Böse schwach ist, flieht er mit Eckel; wie man gifterzeugenden Boden lieber sehen mag, als nackten, leblosen Sand. Demnach bleibt er auch frey von der fast löblichen, doch immer der Wahrheit nachtheiligen, Parteylichkeit für das sittlich Gute; die Wichtigkeit in der Geschichte wird nicht durch die Art der Kräfte, sondern durch ihre Größe bestimmt.

Er liebte sein Vaterland mit alterthümlicher Zuneigung, jedoch ohne Vorurtheil und seiner Unbefangenheit desto sicherer, weil er den besten Theil seines Lebens in der Fremde zubrachte und dadurch den Versuchungen entging, das Gute sowohl als das Böse der Heimath höher, als er sollte, aufzu-

nehmen. Mit Recht begeisterten ihn die Thaten der Altvordern seines Volkes; denn „viele sind in Schweizerischen Jahrbüchern der schönen Tage in Frieden und Krieg;“ allein daß er sie überschätzte, litten nicht die ihm stets gegenwärtigen Erinnerungen aus der Weltgeschichte. Fremd blieb ihm jener vorgebliche Weltbürgersinn, der, tödtlich für die Vaterlandsliebe, den Ereignissen, die wir erlebt haben, voranschritt; aber ein europäisches Gemeinwesen, vormals die Christenheit genannt, das große, vielfach verbundene Geschlecht des Abendlandes bildete ihm den weiteren, sein Vaterland umfassenden Kreis; und obgleich ihm thörichte Anmaßung schien, das Wohl der Menschheit besorgen zu wollen, so hatte doch die Vorstellung der Menschheit in seinem Geiste ein nicht unwirksames Daseyn.

So vertieft er in den menschlichen Dingen war, so gegenwärtig blieben ihm stets die göttlichen. Es ward ihm aber durch den Gedanken der übersinnlichen Welt die sinnliche keineswegs zerstört, vielmehr veredelt. Was in Streben und Wirken, in Thaten und Anstalten der Menschen Herrliches ist, verlor in seiner Vorstellung nicht durch das Andenken der Endlichkeit; gemäßigt aber wurde die Bewunderung, gemildert der Eifer, abgehalten die Lei-

denschaft. Dasselbe, was er, weltlich urtheilend, als Handlung wohl betrachtet, wußte er, auf die Vorsehung trauend, als Begebenheit zu würdigen. Ein treuer Bekenner des Christenthumes, dessen Geheimnisse ihn nicht beunruhigten; voll Ehrfurcht gegen die heilige Schrift, jedoch die Weisen unter den Heiden nach Verdienst ehrend; tief erkennend die ursprüngliche Einfalt der göttlichen Lehre, doch die späteren Entwickelungen und Zubildungen nicht allzumal verwerfend; sah er und verehrte diese Offenbarung im Zusammenhange mit dem vorangegangenen und nachfolgenden, in ihrem Ursprunge und in ihren Wirkungen, vornehmlich in ihrer wohlthätigen Verbindung mit dem Staate, theils der sichtbaren, vermittelst der Kirche, theils der unsichtbaren, durch Muth und Trost, Erhebung und Ergebung, welche aus ihr auch auf die bürgerliche Tugend kommen.

Dieses sind die Eigenschaften, welche in dem Geiste unseres Geschichtschreibers am meisten einheimisch und für sein Verfahren am meisten bestimmend scheinen. Eben dieselben veranlassen nicht nur die Betrachtungen, die er im Laufe seines Werkes anstellt und die Winke, die er seinen Zeitgenossen, vornehmlich seinen Landsleuten, giebt, sondern sie

durchdringen auch die Schriften, in welchen er über die Staatsverhältnisse seiner Zeit gesprochen. Es ist kaum möglich, von diesen Schriften, welche doch hier nicht dürfen übergangen werden, zu reden, ohne das allgemeine Schicksal solcher Arbeiten zu beklagen. Denn seit den Sehern in Israel bis auf Demosthenes, und von Machiavelli bis auf Johann von Müller, haben Viele mit ausnehmender Geisteskraft und erhabener Beredsamkeit die Gebrechen ihrer Zeit gezeigt, zur Besserung ermahnt und, wenn sie nicht erfolgte, unabwendbaren Untergang geweissagt; jedoch alle, ohne Ausnahme, vergebens. Sie riefen alle den Geist zu der ihm zustehenden Herrschaft über das Fleisch; aber keine Rede, nur Gewalt kann ihn befreyen. Wo die Verblendung eintritt, Vorläuferin des Verderbens, deren Sendung die Alten einer feindseligen Gottheit zuschrieben, da kann vielleicht noch ein Held, rasch handelnd und die Menge fortreißend, erretten, nicht mehr der, Nachdenken und Erkennen fordernde, Redner. Dennoch sind die Arbeiten solcher Männer höchst verdienstlich; einmal, als Denkmal ehrenhaften Widerstandes gegen das Hinsinken ihres Zeitalters; dann aber, weil große Gesinnungen, an einem großen Gegenstande geübt, anziehend für alle Zeiten bleiben, und selbst durch

Belehrung anderer Geschlechter in ganz andern Lagen, eine Wirksamkeit, die ihnen in dem Augenblicke ihres Erscheinens nicht beschieden war, erlangen können.

Johann von Müller konnte nicht unmittelbar in die Begebenheiten, nicht einmal durch Rath, eingreifen, wie es trefflichen Geschichtschreibern des Alterthumes und selbst der neueren Zeit, vor dem achtzehnten Jahrhundert, das den Gelehrten, Krieger und Staatsmann am schärfsten gesondert hat, vergönnt war. Also, mit dem Bewußtseyn, daß er Heilsames vorzutragen habe, mit jener Hoffnung, welcher einst auch des grauen Isokrates geübte Weltkenntniß und des florentinischen Staatsschreibers unbesiegbarer Verstand nachgab, ergriff er zur Ermahnuug seiner Zeitgenossen, vornehmlich der Deutschen, sowohl zunächst vor der großen Umwälzung Europa's, als während derselben, oft und bis in seine letzten Jahre noch, die Feder. Gleichwie Cornelius Tacitus in jener glücklichen Ruhe, die Trajanus der Welt gegeben, das über Rom hereinbrechende Verhängniß doch erkannte: so ahndete Müller in dem tiefen Frieden, welcher auf den letzten Feldzug Friedrichs des zweiten folgte, das heranziehende entsetzliche Ungewitter. Aus dem Schlafe zu wecken,

die Gefahr anschaulich zu machen, das Unhaltbare zu zeigen, bessere Rüstung zu befehlen, vorzüglich Gemeinsinn hervorzurufen, dahin war all sein Dichten und Verlangen gerichtet. Als der Ausbruch eines großen Unheils schon gewiß, nur, wo es anfangen würde, zweifelhaft war, schien noch der deutsche Fürstenbund den bedrohten Verfassungen die Wehre, deren sie bedurften, geben zu können. Müller zeigte die Bestimmung dieses Bundes in einem ewig denkwürdigen Buche, das bedauert werden mag, wie bei dem Dichter Achill's unsterbliche Pferde, zum Dienste des frühsterblichen bestimmt. Sehr bald offenbarte sich, daß in dem Bunde keine Seele war, und Müller „sprach darüber das Leid edler deutscher Männer aus." Aber, obwohl auch dieser letzte Versuch des Aufstrebens so ganz verunglückt war, so konnte doch weder Unmuth über die Gebrechen der Staatsverwaltung, noch Unwille über die Schläfrigkeit und Geistlosigkeit, mit welcher die Rettungsmittel versäumt wurden, noch die verführerischen Reize der in Frankreich beginnenden großen Neuerung, den durch die Weltgeschichte staatskundigen Mann hinreissen, den alten Verfassungen abzuschwören, wie selbst einige seiner Freunde thaten. Denn er hatte diese Verfassungen aus der altdeutschen und der

spätrömischen erwachsen und so tief wurzeln gesehen, daß ihre gänzliche Vernichtung ihm unmöglich schien. Dagegen mußte das verwegene Werk, das ihnen entgegengestellt wurde, nach seinem Urtheile schnell vergehen, aber in der kurzen Dauer ungeheures Uebel stiften. In der Mitte des langen Kampfes, der hierauf entbrannte, rief er in mehreren Schriften zur Eintracht, zur Besinnung und zu mannhaftem Widerstande. Auch nachdem in Frankreich selbst das Uebel ausgetobt und eine herstellende Regierung sich erhoben hatte, verharrte er, in dem noch fortdauernden Streite, bey der Sache der alten Staaten und des sogenannten Gleichgewichtes, bis ihn die Schlacht bey Jena so belehrte, wie einst manchen edlen Römer, zuvor Cäsars Gegner, die Schlacht bey Pharsalus. Sofort, als er die Unhaltbarkeit nicht zwar des Grundes aber der bisherigen Gestaltung der Verfassungen erkannt, empfahl er, in seiner letzten Zeit, zwar nur in zerstreuten Blättern, die aber leicht große Bücher aufwiegen, würdiges Benehmen in der neuen Ordnung, treues Mitwirken zu ihrer festeren Gründung, zur verständigen Benützung der so theuer erkauften Vortheile.

Mehr durch hohe Beredsamkeit als durch Neuheit

des Inhaltes sind diese Schriften ausgezeichnet. Denn sie lehren die Weisheit der Jahrhunderte auf unsere Zeiten angewandt. Es wird das urkundliche Recht gepriesen, „der Anker aller Sicherheit,“ dessen Besitz uns von den Morgenländern, deren Rechtsverfassung ein Tag umwirft, am meisten unterscheidet; aufgezeigt die Grundzüge der alten Verfassungen, vielfach entstellt durch die Zeit, doch immer noch erkennbar als gar nicht willkührlich und zufällig; dargethan die Schwäche des Wahnes, welcher nicht erneuernd fortbilden, sondern Neues erschaffen will; den Einbildungen die Einsicht entgegengesetzt; gewarnt vor der Selbstsucht, die gemeinen Vortheil und gemeine Gefahr mißkennt; gerügt die Uebel des Zeitalters, aus welchen Unruhe und Lust der Neuerung entsprang; gerühmt die wahre Aufklärung als die Seele der Macht; den Männern zugerufen, daß sie möchten Männer seyn, der Sieg verheißen denen, so es wären; endlich drohend nachgewiesen, wie man aus Scheu der Anstrengung in Mühseligkeit gerathe, aus Furcht vor Entbehrungen in Elend, und aus Schwäche gegen Schmerz in Verderben. Keiner Regierung, die sich selbst versteht, konnte damals, kann auch jetzt und in Zukunft diese Lehre verdächtig seyn, in welcher nichts Arglistiges ist,

nichts irreführendes, nichts untergrabendes; vielmehr die Redlichkeit, die Ruhe, die Befestigung.

Ueber den Geist des Geschichtschreibers und dessen Hervortreten auch in Schriften über die Staatsverhältnisse seiner Zeit, mag dieses hinreichen. Wenn uns gelungen ist, ein klares Bild, obgleich weit nicht vollendet, aufzustellen, so wird daraus die Nothwendigkeit der eigenthümlichen Art des Mannes in der Anlage seines Werkes wie im Vortrage erkannt werden.

Jene gewissenhafte Wahrheitsliebe hat die Anordnung im Großen bestimmt. Nicht bestochen durch den Reiz eines künstlerischen Ganzen, als in welches die sämmtlichen Geschichten der Eidgenossenschaft nur mit einem, für den Gehalt schädlichen, Zwange gebracht werden konnten, ordnete Johann von Müller sein Werk nach Art der Jahrbücher, welche selbst das kunstreichere Alterthum nicht gering geachtet, sondern an mehreren Meisterstücken bewundert hat. Erschwert zwar mußte selbst die Beobachtung der Zeitfolge durch die Natur des Gegenstandes werden; da nicht Eines Staates, sondern vieler Städte und Landschaften, verwandte aber oft nur wenig zusammenhängende, Geschichten zu beschreiben waren. Ob diese Schwierigkeit besiegt und dem Werke so viel Einheit, als die Aufgabe zuließ, gegeben sey, bleibt

dem Kunsturtheile, welches hier nicht unternommen wird, anheimgestellt. Hier ist nur anzudeuten, wie lobenswerth das treue Verharren bey dem Zwecke, das Verschmähen einer künstlichen, den Sachen nachtheiligen Gestaltung war; und das an einem Bewunderer des Herodot uud jener Heldengedichte, welche man dem Geschichtschreiber zu Vorbildern aufstellt; ferner in einer Zeit, die Glänzendes dem Einfachen, Leichtgebautes dem Schweren, Angenehmes dem Wahren und selbst Erkünsteltes dem Kunstlosen vorzog. Die Einrede, daß Müller einen Gegenstand nicht hätte wählen sollen, der künstlerischer Behandlung unwürdig sey, verdient keine Widerlegung, sondern nur Zusammenstellung mit dem Vorwurfe, den ein griechischer Kunstrichter dem Thucydides gemacht hat, daß er einen Krieg beschrieben, der, als nichts Erfreuliches darbietend, besser wäre der Vergessenheit übergeben worden; oder mit der Vorschrift eines französischen Kunstrichters, daß man zum Helden eines Gedichtes einen Mann nicht wählen solle, dessen Name ohne Wohllaut sey.

Auch in der Auswahl und Verbindung der Sachen gedenkt Johann von Müller stets der übernommenen Pflicht, das Wesen der Vergangenheit vollständig darzustellen. Ganz ausführlich ist er,

wie er selbst bemerkt, „damit man sehe, wie Alles war, wie Alles gekommen." Ob ihm gleich jener Maaßstab des Merkwürdigen nicht fehlt, an welchen er selbst im Eingange seines Werkes erinnert, wo er die Gedanken eines Privatmannes von Athen, das Leben Epaminondas des Thebaners, für merkwürdiger als den ganzen Norden bis auf Hermann den Cheruskеn, erklärt; so leitet ihn dennoch beständig in der Auswahl der Sachen die Erwägung, daß ungemein viel Einzelnes, für sich bedeutungslos, dadurch bedeutend wird, daß es, als Umgebung des Größeren, demselben mehr Bestimmtheit giebt. Zudem erkennt er als ein Vorrecht ausgezeichneter Völker, wie berühmter Männer, daß in ihre Geschichten auch Umstände dürfen eingetragen werden, die aus anderen, als Kleinigkeiten, mit Recht verwiesen sind. Ohne Nachgiebigkeit gegen den verwöhnten Geschmack seiner Zeitgenossen, welcher das Verfahren bloßer Uebersichten, schnelles Hingleiten über Einzelnes und Besonderes, Fortschweben im sogenannten Allgemeinen, fast ausschließend schätzte, geht Müller, wo er kann, mit einer Umständlichkeit zu Werk, mit einer Bestimmtheit in dem Einzelnen, die kein angesehener Schriftsteller des Jahrhunderts noch gewagt hatte, obwohl der Vorgang nicht allein

vortrefflicher Geschichtschreiber, sondern auch des ersten der Dichter dazu aufmunterte. Zeit, Ort, Lage, Menge, Zahl pflegt er genau zu bestimmen: Herkunft, Verwandtschaft, häusliche Umstände merkwürdiger Leute, wenn sie auch nicht Hauptpersonen waren, anzugeben; gar nicht karg in Anführung von Namen, ausführlich über die Schicksale guter Geschlechter und genau im Erzählen auch der kleinen Erwerbungen der Städte und Länder. Dadurch vornehmlich erhält sein Buch ein heimisches Ansehen und wird dem Volke, von welchem es handelt, zugeeignet. Ueberdieß erstreckt sich diese Umständlichkeit auch auf das Auswärtige, das in die Geschichten der Eidgenossenschaft hereintritt oder beständig angränzt; so daß die Darstellung nicht abgeschlossener wird als die Wirklichkeit gewesen. Was aber nun das Größere betrifft, so hat er Staat und Kirche, Krieg und Frieden mit gleicher Sorgfalt beschrieben; obgleich dem Unglauben des Zeitalters das Lob der Kirche und seiner Empfindsamkeit die Kriegsgeschichten nicht zusagten. Gesetze und Sitten, Kenntnisse und Meynungen sind eben so umständlich, als die Begebenheiten und zwar im Zusammenhange mit diesen, nicht in unfruchtbarer Trennung, vorgetragen. „Viele Geschlechtalter hindurch sieht man alles wie

aus sich selbst erwachsen.“ Das ist des Geschichtschreibers vornehmste Sorge, daß die Leser, in vollkommener Freyheit, nicht ihm auf das Wort glauben, sondern selbst anschauen. Nicht Lehrsätze werden von ihm aufgestellt, nur Ansichten mitgetheilt; nicht Urtheile gefällt, nur Betrachtungen vorgelegt. Weit entfernt, Alles erklären, durch zergliederndes Verfahren deutlich machen zu wollen, achtet er jene geheimen Kräfte, jene dem Messen und dem Rechnen sich entziehenden Größen, das Geheimniß des Weltgeistes; und ist ehrenwerther in seinem Nichtwissen als die sich vermessen, Alles zu begreifen.

Sein Vortrag unterschied sich von dem seit vielen Jahren üblichen und beliebten auf mehrfache Art. Ihm genügte nicht die bloße Deutlichkeit, die Weise des gemeinen Lebens; für den höheren Gegenstand schien ihm die höhere Rede nöthig. Schalkhaften Witz, der selbst berühmte Werke dieser Zeit verunzierte, fand er anstoßend gegen die achtungsvolle Scheu, mit welcher von vergangenen Geschlechtern und ihren Schicksalen ein weiser Mann zu reden hat. Er sah, daß die Geschichte, wie das Trauerspiel, dem sie am nächsten verwandt ist, niemals in das Gebiet des Lustspieles herabgezogen werden darf. Hinwiederum verschmähte er den erborgten Schmuck

und die geheuchelte Stärke. Höchst selten hat er außerhalb der Sachen Zier der Rede gesucht. Seine Kraft geht aus lebendiger Anschauung der Dinge selbst hervor. Die Bilder, welche er, zwar häufiger als die Alten, seltener jedoch als viele Neuere, gebraucht, sind nie fremdartig. Gleichnisse nimmt er viel lieber aus der Geschichte selbst als anderswoher. Ruhmwürdiges insonderheit gefällt ihm durch Erinnerung an Aehnliches bey Griechen und Römern hervorzuheben. Ueberhaupt gewinnt sein Vortrag Fülle und Erhabenheit vornehmlich durch Zusammenstellungen aus der Weltgeschichte, wo er in nicht vielen Sätzen oft große Abschnitte zusammendrängt. Denn er pflegte nicht auf das Nächste, sondern, wie Tacitus in jener bewundernswerthen Stelle vom Entstehen der Gesetze, auf das Erste zurückzugehen. Anspielungen aber auf die spätere Zeit, und was von Anderen versucht ward, um dem Neuen das Alte näher zu bringen und eine gewiße Verständlichkeit — nur allzu oft auf Kosten der Wahrheit — zu erreichen, hat er nicht verschuldet. Nicht ohne Abwechselung ist seine Rede; von der Höhe des Ernstes tritt sie mit den Gegenständen in das anmuthige Gefild: im Anstande bleibt sie sich gleich. Daß er weder hüpfend hineilt, noch sich mühsam

fortarbeitet, sondern mit Würde rasch einhergeht; daß er von aller Vorarbeit nichts in den Vortrag aufnimmt, sondern was von jener wissenswerth ist, in Anmerkungen mittheilt, muß ihm wenigstens in Vergleichung mit gleichzeitigen Erscheinungen zum Lobe gereichen; so wie, daß er den Leser weder kalt läßt, noch zu überreizen sucht, nur männliche Theilnahme, Gefühl mit Fassung bey ihm zu erregen weiß, und das ohne mit Fragen und Ausrufungen, so oft Behelfen der Schwäche, auf ihn einzudringen, vielmehr allein vermittelst treuer und vollständiger Darstellung.

Der Sprache widmete Johann von Müller nicht geringere Sorgfalt als dem eigentlichen Vortrage; überzeugt, daß ihre Mängel, wenn sie schwach, nachläßig, unrein ist, das gehaltvollste Werk entstellen; wie denn mancher Deutsche, selbst bey seinen Landsleuten, bloß darum weniger Eingang als der Ausländer findet, weil jener eine nicht empfehlende, oft abschreckend häßliche Sprache, dieser eine wenigstens anständige redet. Was dagegen verständige Auswahl und geschickte Stellung der Worte zur Erhöhung des Gehaltes und Ansehens eines Werkes vermöge, sah er nicht nur an den griechischen Kunstwerken in ungebundener Rede und den Bruchstücken der alten Kunstlehrer, sondern auch an neueren Ar-

beiten, namentlich einiger Franzosen. Glücklicher als diese, denen ein strenges Gesetz ihren Kreis beschrieb, so daß sie weniger irren, aber auch weniger sich hervorthun konnten, fand Müller in Behandlung der deutschen Sprache freyeren Schwung gestattet. Aus der Knechtschaft, in welche sie der dreißigjährige Krieg, Urheber der ausländischen Uebermacht, gezwungen, hatten treffliche Männer angefangen, sie dahin emporzuheben, wo sie vor jener allverderblichen Zeit gestanden; auf die Stufe des Ueberganges von der Kraft zur Schönheit. Jenen Männern schloß sich Müller an, und vermehrte das Vermögen der Sprache theils durch Wiederherstellung alter und Bildung neuer Worte, theils durch mannigfaltig neue Wortfügung. Denn ächtdeutsche Ausdrücke der alten Urkunden und Jahrbücher sollten nicht auslöschender Verjährung unterliegen, sondern jene Stelle wieder einnehmen, von welcher andere, zum Theil ausländische und minder tüchtige, Worte sie verdrängt hatten. Durch neue Bildungen aus allen Wortstämmen aber sollte die Sprache, ohne Zwang, indem sie ihre eigene Kraft entwickelte, sich verjüngen und bereichern. Nicht so konnte sie auch größere Freyheit der Wortfügung aus ihr selbst erzeugen. Müller wollte, daß sie nach den Sprachen, welche

vorzugsweise die alten heißen, als ehrwürdigen Pflegeeltern, sich bildete, nicht von den neueren, als welche zwar vorlauteren, jedoch nicht vorzüglicheren Geschwistern zu vergleichen sind, gemeistert würde. Rasch, gedrängt, volltönig, tief ist seine, meist den Römern nachgebildete, Wortfügung; und verletzt nicht das ursprüngliche Recht der deutschen Sprache, tritt nur kühn dem Herkommen entgegen, welches für Zucht und Ordnung, für Reinheit, Anmuth, ja Vollendung ausgab, was nur blöde, niedrig, seicht, armselig und kraftlos war.

Nicht als blinde Verehrung werde das bis hieher vorgetragene Lob Joh. v. Müllers aufgenommen. Unberührt blieb darum, was an ihm getadelt werden mag, weil nicht eine Prüfung seiner Schriften beabsichtigt wurde, sondern frohes Andenken an sein vielfaches Verdienst. Aber dieses ist so wohl begründet, daß auch die Betrachtung seiner Mängel ihm nicht schaden kann; besonders da sie großentheils mit Rühmlichem verbunden und nur Uebertreibungen desselben waren. Denn, nicht zwar in der Forschung, aber in der Darstellung, hat er vielleicht dem Glauben zu viel eingeräumt, und sich, indem er das Entgegengesetzte mied, dem Aberglauben genähert. Der Gleichgültigkeit entgehend, ist er

manchmal zu allzu großer Theilnahme hingerissen, und von der Einseitigkeit der Kräfte, deren Aeußerung er zu beschreiben hatte, überwältigt worden. Hauptsächlich hat er in dem Lobe nicht immer strenges Maaß gehalten, sondern allzu wohlwollend und in das Löbliche verliebt, das angrenzende Gegentheil oft nicht genug beachtet. Solches ist ihm vornehmlich in der Würdigung bedeutender Menschen, Thaten und Anstalten, indem er sie mit ähnlichen Erscheinungen des Alterthumes verglich, begegnet; wo auch das für einen bestimmten Zweck vorzüglich tüchtige zuweilen nicht mit aller Achtung, welche der sittlichen Natur zukommt, erhoben wurde. Aehnlich ist der Hauptfehler seiner Staatsschriften; zu viel Liebe der Sache, welche sie vertheidigen; es war ihm aber, wie den Meisten, überhaupt nicht gegeben, so die Gegenwart, wie die Vergangenheit zu kennen. Seine Umständlichkeit scheint manchmal in Weitläufigkeit auszuarten und sich auf Dinge auszubreiten, welche zur Vollständigkeit selbst nicht nöthig waren. Abtheilungen sind bey ihm nicht selten, die durch keinen oder nur durch einen harten Uebergang verbunden werden; Züge in einzelnen Darstellungen, die sich nicht ordentlich reihen. Sein Vortrag wechselt nicht genug und ist zuweilen höher als er sollte;

nähert sich auch zu sehr dem Dichterischen dadurch, daß er, rein darstellend, Sagen in einer Reihe mit dem Wahren, und ohne sie als Sagen zu bezeichnen, vorbringt. Endlich ist die Sprache nicht immer ganz edel, manchmal üppig, anderswo steif, herb, schroff und sogar finster.

Allein, theils erscheinen die meisten dieser Mängel, wie an Helden, als der Preis, um welchen hohe Tugenden erkauft werden, welche, stark anstrebend gegen herrschende Fehler, sich des Heftigen nicht erwehren, nicht zu der Mäßigung, in welcher das Vollkommene wohnt, gelangen können; theils aber muß die Bewunderung des Mannes, wenn sie durch den Anblick des Unvollendeten in seinem Werke sinken möchte, an der Erinnerung des mannigfaltigen Hindernisses, mit welchem er sein Leben lang zu kämpfen hatte, sich wieder hoch aufrichten. Denn nicht ein vergnügter Wanderer, wie Herodot, noch, wie Thucydides, in würdevoller Muße, noch ausruhend, wie Xenophon, von einem thatenreichen Leben, noch in Ehrenstellen ohne Mühe, wie Tacitus, nicht einmal in Hume's und Robertson's bescheidener Unabhängigkeit; viel umgetrieben, viel geplagt, sehr lang an kleinliche Beschäftigungen angekettet, hat er Zeit und Kraft dennoch gewonnen, ein Werk solches Umfanges und Gehaltes hervorzubringen.

Betrachten wir nun desselben Verdienst, vornehmlich in Beziehung auf seine Zeit, so wird sich Folgendes ergeben. Nicht von äußeren Umständen begünstigt, durch die Stärke seines Geistes allein, hat sich Joh. v. Müller auf den Standpunct des Geschichtschreibers erhoben, der nicht in der Schule, auch nicht in gemischter, flatterhafter Gesellschaft, sondern in der Versammlung ernster und weltkundiger Männer ist. In ihm hat tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit der lebhaftesten Erkenntniß, gründliche Forschung mit hoher Dichtung sich verbunden. Deutsche Geschichte, vormals nur geehrt als Dienerin der Kenntniß einer schon absterbenden Reichsverfassung, gelangte durch sein Werk, welches die Schicksale eines deutschen Volkes durch anderthalb Jahrtausende beschrieb, zu selbstständigem Ansehen. Das verkannte, ja verhöhnte Mittelalter hat er, ohne seine Fehler zu verbergen, in all seiner Herrlichkeit, er der erste, dargestellt. Die merkwürdigste Macht, die je im Abendlande gewaltet hat, die römische Kirche, erhielt in seinem Werke ein, dem seichten Spotte Stillschweigen gebietendes, Denkmal ihrer schönen Zeit; unverdächtiger und doch so würdig, als irgend eines, selbst von ihren Anhängern ihr gesetztes. Wunder heldenmüthiger Tugend, der-

gleichen man sonst nur im fernen Alterthume gesucht, erglänzen in den Thaten eines deutschen Volkes. Nicht mehr wohl „kann das Nibelungenlied die deutsche Ilias werden;“ aber die Tage bei Morgarten, Sempach, Laupen, St. Jacob und Murten sind erst jetzt unsterblich wie die schönsten Tage des gegen den großen König streitenden Griechenlands; und nicht besungen von Dichtern, aber von ihm geschildert, haben Winkelried, Erlach, Hallwyl „bey den verewigten Helden ihren sichern Sitz.“ Jene mehr bewunderte als eingesehene Kunst der alten Geschichtschreiber hat, unter den Deutschen, er zuerst geübt; der Wahrheit nicht zu Leid vielmehr zu gut, durch eine, sonst von keinem Gleichzeitigen erreichte Stärke, Vollständigkeit und Reinheit der Darstellung. Den Vortrag der Geschichte hat er glücklich umgebildet, und vieles hat auch er gethan, um der verwelkenden Sprache jugendliches Frisch wieder zu geben. Alles dieses hat schon tief gewirkt und wird noch tiefer wirken. Nicht daß ihm Nachahmer zu wünschen wären; alle Nachahmung des Einzelnen ist knechtisch und alles knechtische unwürdig; Vorbild soll der treffliche Schriftsteller, nicht Urbild seyn. Aber mannigfaltig belehren, ermuntern und begeistern muß sein edler und siegreicher Vorgang; da in ihm

vor unseren Augen erschienen ist die Macht, die Würde, die Hoheit, ja die Göttlichkeit der Geschichte.

Quanta potestas, quanta dignitas, quanta majestas, quantum denique numen sit historiae.

Plin. Epp. IX. 27.

Zum

Andenken Heinrich Schenk's.

Gelesen in der Sitzung der Akademie
am 4. Juni 1813.

Heinrich Schenk, geboren zu Düsseldorf am 17. April 1748, starb am ersten Mai 1813 zu München eines schnellen Todes. Als der König es vernahm, sprach Er tief bewegt: der Staat verliert einen seiner verdienstvollsten Diener, und ich einen bewährten Freund; es war ein rechter Ehrenmann. Diesen Worten, welche seine Grabstätte herrlicher, als jedes andere, schmücken würden, läßt sich kaum etwas würdiges zu seinem Lobe beyfügen; außer, daß die königliche Rede

auch des Volkes allgemeine Stimme war. Es wird daher in dem folgenden nicht sowohl ein Ehrengedächtniß des Mannes unternommen, als eine treue Nachricht von seinem Leben und seiner Eigenthümlichkeit; gezogen aus lebendiger Erinnerung und aus umständlichen und genauen Mittheilungen, zum Theil aus seinen eigenen Briefen; bestimmt zur Belehrung derjenigen, welche ihn geehrt und geliebt haben, ohne ihn näher zu kennen; vielleicht aber auch nicht unwerth der Aufmerksamkeit dieser Versammlung, deren Ehrenmitglied der Verewigte war, und, es zu seyn, durch gründliche Gelehrsamkeit, durch tiefe Achtung für die Wissenschaften und durch aufrichtige Zuneigung zu denen, welche sich ihnen würdig ergeben, ganz vorzüglich verdiente.

Gar nicht günstige Glücks-Umstände empfingen ihn bey seinem Eintritte in's Leben. Auf der Schule zeigte er zu gelehrter Bildung soviel Beruf als Lust; allein die Kräfte seiner redlichen Eltern vermochten bey weitem nicht, ihn mit den äußeren Hülfsmitteln zu dieser Laufbahn auszurüsten. Mit Ergebung trat er in den Kriegsdienst, den Stand seines Vaters, wurde bald Unterofficier, und hatte gewiße Aussicht noch zu steigen. Aber diese Aussicht war damals beschränkt durch ein Herkommen,

welchem erst die Erfahrung unserer Zeiten obgesiegt hat. Seine Geburt schloß ihn von höheren, selbstständigeren Stellen aus. Dieser Gedanke war dem feurigen Jüngling drückend. Die Achtung und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten beruhigte ihn nicht über das schon so nahe gesteckte Ziel, das er nie überschreiten sollte. Noch mehr jedoch erregte den Wunsch, seine Lage zu verändern, ein sehr früh erwachter und auf der Schule schon entwickelter, dann aber durch die Noth zurückgehaltener, nicht unterdrückter Trieb zu höherer Bildung. Der Zufall, oder vielmehr ein freundliches Geschick führte ihn zu Friedrich Heinrich Jacobi.

Dieser, schon in einem ansehnlichen Amte, dazu mit eigenen Geschäften überladen, suchte Jemand, dem er mit Zutrauen einige kleine Arbeiten übertragen könnte. Der Hauptmann Acton, Bruder des sicilischen Ministers, nannte ihm mit großem Lobe den jungen Schenk. Jacobi sah ihn und erkannte sogleich in ihm einen ehemaligen Mitschüler, der, als um fünf Jahre jünger, und daher in einer andern Abtheilung der Schule, zwar entfernt von ihm geblieben, auf den er jedoch, theils des Guten halber, das man von ihm sprach, theils wegen seiner Lebendigkeit und seines guten Anstandes oft

aufmerksam gewesen war. Nicht minder lebhaft erinnerte sich Schenk Jacobi's, und gestand, daß auch ihn an jenen ein geheimer Zug gefesselt habe. Dieser Augenblick hat mächtig und wohlthätig auf Beider Leben gewirkt. Denn nachdem mehrere Arbeiten, welche Jacobi begehrt hatte, gefertigt und abgeliefert waren, äußerte Schenk den Wunsch, ihm als Gehülfe ganz anzugehören.

So erwünscht dieses Erbieten für Jacobi war, so glaubte er dem Jüngling dennoch vorstellen zu müssen, für welch eine ungewiße Zukunft er durch diesen Schritt die Aussichten seiner gegenwärtigen Bahn aufgeben würde. Schenk versicherte, das wohl überlegt zu haben; er bestand auf seiner Bitte; nur auf dringende Vorstellung nahm er noch sechs Wochen Bedenkzeit. Dann meldete er sich wieder, ganz entschlossen, und nachdem er seine Entlassung aus dem Kriegsdienste bewirkt hatte, trat er in die gewünschte Verbindung.

Diese dauerte sofort eine lange Reihe von Jahren. Jacobi's Haus war reich an Bildungsmitteln. Schenk ermaß wohl, wie viel er nachzulernen hatte. Zuerst wandte er sich zu den Sprachen, wurde mehrerer kundig, der lateinischen und französischen aber, worin er es schon als Knabe weit gebracht hatte,

in seltenem Grade Meister. Keine Anstrengung ist, wie er oft sagte, belohnender, sowohl durch eine unvergleichliche Uebung des Verstandes und Gedächtnisses, als weil sie den Zugang zu den Schätzen des menschlichen Geistes öffnet. Hiernächst durchwanderte er bedachtsam die Gebiete mehrerer Wissenschaften. Er huldigte der Philosophie, in deren Tempel er lebte; und verdiente, auch als Kenner, die Zueignung des Buches über die Lehre des Spinoza; ein rührendes Denkmal der Freundschaft, wodurch Schenk's Name fortdauern wird, so lange als die deutsche Litteratur; weit hinaus über die Zeit, wo auch die letzten Spuren seiner Arbeiten wahrscheinlich erloschen seyn werden.

Der Reiz des Schönen, der ihn aus den Werken der edelsten Geister ansprach, verleitete ihn jedoch nicht, den Werth der für die bürgerliche Gesellschaft nützlichen Kenntnisse zu übersehen. Er drang in die Rechtskunde tief genug ein, um das Wesentliche derselben zu erfassen. Daher, als im Jahre 1787 seine Wahl zum Syndicus der Bergischen Ritterschaft im Werke war, die Universität Duisburg ihm, nach bestandener Prüfung, den Grad eines Licentiats der Rechte ertheilte. Am meisten Fleiß indessen widmete er der Staatswirthschaft,

einer gewißermaßen neuen Wissenschaft, die damals von geistreichen Franzosen und Schotten gleich emsig angebaut wurde. Auch dazu fand er an Jacobi, welchem sein Amt diese Kenntnisse zum Bedürfniß machte, einen kundigen Führer. Und nicht nur bemächtigte er sich der Theorien; sondern er sah, als Jacobi's Gehülfe bey seinen Amtsarbeiten, was in der Wirklichkeit demselben zusagte oder widerstrebte.

Anfangs zeigte sich an Schenk sehr wenig Anlage zu der großen Fertigkeit in schriftlichen Ausarbeitungen, die ihm nachmals eigen wurde. Allein die Schwere, die ihn aufzuhalten schien, kam nur von einem Streben nach Gründlichkeit und Gediegenheit, das auch in seinem Ausdrucke und seiner Handschrift sich bewährte, welche immer gleich regelmäßig und anmuthig geblieben sind. Ursprüngliche Leichtigkeit geht nur zu oft, indem sie immer wächst, in Seichtigkeit über; die allmählig erworbene, gleich einem nach und nach zunehmenden Strome, vereinigt Raschheit mit Tiefe.

Unter den günstigen Umständen, welche zu Schenk's Ausbildung beytrugen, dürfen die Bekanntschaften mit ausgezeichneten Personen, die er theils in Pempelfort, theils auf einer kleinen Reise von dort aus machte, nicht übergangen werden. Er sah zu ver-

schiedenen Zeiten Klopstock, Göthe, Lessing, Herder, Hamann, Hemsterhuis und dessen Diotima, Lavater, Matth. Claudius, F. L. Grafen zu Stollberg, F. H. Jacobi, Wilhelm Heinse, den Freyherrn von Fürstenberg, Dohm, Schlosser, Johann v. Müller. Wenn man weiß, wie einflußreich oft auf das Leben ein Tag in der Nähe eines bedeutenden Menschen ist, so wird man ermessen, wie auf Schenk die erwähnten, obgleich zum Theil nur kurzen, Bekanntschaften gewirkt haben.

Sehr wichtig war für ihn in anderen Beziehungen eine Reise nach München, die er im Jahre 1779 mit dem, in einer wichtigen Sache dahin berufenen, Jacobi machte. Hier wurde er dem Freyherrn Franz Carl von Hompesch, damaligen Finanz-Minister, näher bekannt, und erhielt schon Antheil an der äußerst wohlwollenden Gesinnung dieses verdienstvollen Mannes gegen Jacobi. Nach einem zwar nicht langen, aber an Erfahrungen fruchtbaren Aufenthalte, kehrte er mit seinem Freunde nach Düsseldorf zurück.

Schenk heirathete ein Jahr darauf. Was Andere in ähnlicher Lage nicht gewagt oder vielleicht zu bereuen gehabt haben würden, war für ihn nicht bedenklich. Denn die großen Aufgaben des Lebens

sind dem nicht schwer zu lösen, welcher, von ihrer Wichtigkeit durchdrungen, ihnen zu lieb, auf Anderes Verzicht leisten kann. Er fand in seiner würdigen Gattin ganz dieselbe Gesinnung. Niemals drohte Mangel oder auch nur Verlegenheit dem Hause, welches, um mit Worten Salomo's zu reden, der Herr gebaut hatte.

Schenk behielt Zeit genug übrig, die Erziehung und den ersten Unterricht der vier Söhne, die ihm diese glückliche Ehe schenkte, selbst zu leiten. Er ließ daran einige junge Leute, von angesehenen Eltern ihm anvertraut, Theil nehmen. Die Geschicklichkeit und Treue, die er auch hier bewies, erhöhte sehr die Achtung, welche er bereits in einem nicht engen Kreise erworben hatte.

Dem Staats-Minister, Freyherrn Franz Carl von Hompesch, damals Statthalter zu Düsseldorf, war er von der vortheilhaftesten Seite längst bekannt. Nachdem dieser Schenk's Talent in einigen bedeutenden Arbeiten noch mehr erprobt hatte, gab er ihm, bald nachdem Jacobi, durch die Kriegsunruhe vertrieben, sich nach Holstein begeben hatte, die Stelle eines Militär-Oekonomie-Rathes. Schenk war im Mannesalter schon weit vorgerückt, da er diese Stelle antrat; allein er hatte nicht erst zu ler-

nen. Anstatt daß Andere, die jung in Aemter kommen, darin erst ihre Lehrjahre halten müßen, trat er ganz vorbereitet, ganz reif, mit einer Fülle nicht nur von Kenntnissen, sondern auch von Erfahrungen auf.

Zu ausgezeichneten Dienstleistungen kam bald Gelegenheit. Der Krieg hatte die Länder Jülich und Berg schwer betroffen; übermäßige Forderungen der Kriegsvölker waren mit Anstrengung zu befriedigen oder mit Geschicklichkeit abzulehnen. Diese Geschäfte, die undankbarsten unter allen, da sie nicht Gutes schaffen, nur einen Theil des Uebels abwenden können, machen gewöhnlich alle Geschäftskunde zu Schanden, wenn sie nicht mit Besonnenheit und Muth verbunden ist. Schenk war die Seele aller Maaßregeln, und ihm vorzüglich hatte das Land sowohl die möglichste Verminderung als eine billige Vertheilung der Last zu danken. Noch in späteren Jahren sprach er gerne, wie Kriegsleute von ihren Feldzügen über seine damalige Thätigkeit, seine Sorgen und Nachtwachen, denen er nie unterlegen war.

Zu Ende des Jahres 1795 ward er nach Paris gesandt. Reich an neuen Beobachtungen, vergnügt über den Erfolg seiner Unterhandlung, kehrte er zu Anfang des folgenden Jahres heim. Indessen war

die Kriegslast nur vermindert, nicht abgewandt. Dieselben Geschäfte drangen auf ihn ein; er bestritt sie mit gleichem Geschick und Muthe, bis die ersehnte Friedens-Unterhandlung begann. Schenk begleitete den Freyherrn Wilhelm von Hompesch, nachmaligen Staats-Minister, ehrenwerthen Andenkens, nach Rastadt. Das Geschäft, dem er sich hier ergeben mußte, befriedigte ihn so wenig, als das langweilig traurige Schauspiel, dem er zusah. „Ach," schrieb er von hier an seinen Freund Jacobi, „wo sind die ruhigen, glücklichen Tage, die wir einst in Pempelfort verlebt haben; wo die Aussichten zum Besseren, denen man sich damals so gern überließ? Ich habe das Vertrauen zu dem menschlichen Geiste, daß auch diese Verirrungen, wie so viele andere, wovon die Geschichte Meldung thut, vorübergehen und der Besonnenheit, der Mäßigung und Regel den Platz überlassen werden. Aber wann? Unser Auge wird sich schließen, bevor wir das Ende der Greuel sehen, die Europa verheeren." Indessen knüpfte er anziehende Bekanntschaften und fand in dem vertrautesten Umgange mit dem ehrwürdigen Dohm Entschädigung für manche Entbehrungen, worunter die fortdauernde Entfernung von dem Pfleger seines Jünglingsalters die empfindlichste war.

Maximilian Joseph trat in Baiern die Regierung an, welcher auch das theilnehmende Ausland mit Verlangen entgegensah. Auf den Vorschlag des Staats-Ministers Freyherrn von Hompesch, wurde Schenk zum geheimen Staats-Referendär ernannt. Die Auszeichnung so ihm zu Theil wurde blendete ihn nicht; er hörte nicht ohne Wehmuth einen Ruf, der ihn für immer von dem theuren Geburtslande schied; allein er folgte dem Rufe seines Landesherrn. „Ich habe," schrieb er damals, „nie etwas gesucht; der Vorsehung muß und will ich mich hingeben; aber ich reise mit einem so beklommenen Herzen zu meiner neuen Bestimmung ab, als ob ein Grab zwischen mir und allem vorherigen sich eröffnete." Doch der Freuden waren ihm noch viele zugedacht.

Vierzehn Jahre bekleidete er das neue Amt, mit welchem 1808 das eines wirklichen geheimen Rathes und, Anfangs 1810, das eines Generaldirectors der Finanzen verbunden wurde. Auch nur ein Ueberblick dessen, was er in diesen Aemtern gewollt, gestrebt und ausgerichtet, würde allzu weitläuftige Erörterungen der Umstände, unter welchen er zu wirken hatte, erfordern. Zudem würde die Erinnerung, da unter jenen Umständen vier Kriege

mit all ihren Uebeln die herrschendsten waren, großentheils nicht erfreulich seyn. Es reiche daher die Bemerkung hin, daß Schenk in jener ganzen Zeit, in so mancher schwierigen Lage, an Gnade bey dem Regenten, an Zutrauen bey den dirigirenden Staats-Ministern, an Zuneigung bey den ihm Zugeordneten, an Liebe bey seinen Untergebenen, und an Achtung bei den Unterthanen, niemals verloren, sondern immer zugenommen hat.

Wodurch er ein so seltenes Glück erlangt, behauptet und verdient habe, wird aus der Schilderung seines Wesens, welche nunmehr versucht werden soll, erhellen.

Sein Geist war von der Natur mit vorzüglichen Gaben ausgestattet, die in einem glücklichen Ebenmaße standen. Wie er sie geübt und ausgebildet, ist bereits erwähnt. Was allzu viele hindert, in sich selbst so trefflich und der Welt so nützlich zu werden, als ihre Anlage zu gestatten scheint, die Fessel der Einseitigkeit hat er nicht tragen müßen. Wider das Erstarren, das auch den vielgebildeten Geschäftsmann wohl befallen kann, verwahrte er sich durch ununterbrochene Fortbildung. Tage des größten Dranges ausgenommen, verging ihm sonst nicht leicht einer, wo er nicht etwas gelesen hätte; weit

seltener zur Unterhaltung als zur Belehrung. Die Werke der Alten, seine erste Liebe, waren ihm stets nahe. Aber auch der Litteratur des Tages folgte er theilnehmend. Sehr streng in der Auswahl, ließ er Schlechtes und Mittelmäßiges nie an sich kommen; dagegen empfing er gehaltvolle Arbeiten mit desto größerer Wärme. Noch in den letzten Monaten seines Lebens freute er sich der mancherlei neuen und zum Theil kühnen Ansichten in Niebuhr's römischer Geschichte. Ueberhaupt war ihm in seiner späteren Zeit die Historie besonders werth. Manche Unterredung in Geschäftsachen mit dem gegenwärtigen ersten Staatsminister, einem der größten Kenner der Geschichte unter den jetztlebenden, schloß mit wechselseitigen Bemerkungen aus diesem Fache. Nicht minder aufmerksam beobachtete er den Gang der Staatswissenschaft; er unterschied das Schätzenswerthe selbst da noch, wo sonst ein Mann von Einsicht und Erfahrung wohl versucht seyn konnte, die ärgerliche Anmaßung, die es vortrug, schlechthin zurückzuweisen. So blieb sein Geist noch in den Jahren, wo sonst die meisten bereits welken, rege und frisch.

All seine Bildung war in Leben und Vermögen übergegangen. Er prunkte nicht mit seinem Wissen, aber verleugnete es auch nicht; er hatte nicht nöthig,

es hervorzusuchen; es war ihm gegenwärtig und bereit. Früh sah er ein, daß die Welt nicht kann der Schule unterthan gemacht werden, und daß es nicht einmal zu wünschen wäre, so es je geschehen könnte. Nie entzweite er sich mit der Wirklichkeit, weil sie sein Ideal nicht annahm; dieses blieb ihm unversehrt; in jener suchte er das Beste mögliche. Da er nicht träumte, ward er nicht getäuscht; da er den Sachen ihr Recht ließ, so stießen sie ihn nicht zurück. Er bedauerte oft an Leuten von Verdienst eine entgegengesetzte Stimmung. „Schlichter, gerader Sinn," schrieb er einst von Rastadt, „wird unter unsern jungen Leuten immer seltener. Fast alle wollen in die Welt durch eine ihnen eigene Thüre hinein, und haben die Anmaßung, an den Gegenständen eine Gewalt und Willkühr auszuüben, die mir als die größte Sünde wider die Natur erscheint."

Sein öffentliches Leben fällt ganz in die Zeit des größten Kampfes zwischen Altem und Neuem, den die Weltgeschichte kennt. Schenk war aus reiner Ueberzeugung, deren Gründe hier nicht zu entwickeln sind, die aber in seinem Gemüthe durch Eindrücke der frühen Jugend verstärkt seyn mochte, dem Neuen etwas geneigter, als seine Jahre vermuthen

ließen. Allein, so frey er von dem Wahne blieb, daß das Gute sich von selbst mache, so wünschte er doch überall nur das gerade nothwendige Maß von Gewalt. Die Leidenschaft, welche noch weiter ging, verdammte er nicht, aber beklagte sie. Schon im Jahre 1796 schrieb er: „Wen die häßlichen Erscheinungen der Leidenschaften zu unserer Zeit nicht heilen, wen sie nicht gelassener, in sich gekehrter und verträglicher machen, der ist zum Sectirer geboren; und er rühme sich nur nicht, wie der Mann auch heißen mag, er habe den Werth der Unbefangenheit des Geistes, das Glück eines freyen, bloß für das Wahre und Gute schlagenden Herzens je gekannt."

Solche Mäßigung verdankte er keineswegs natürlicher Kälte, noch etwa einer abstumpfenden Wirkung seiner Studien und Geschäfte; vielmehr der Läuterung und tugendhaften Richtung des großen, in ihm wohnenden, Feuers. Oft sah man ihn über Geschäfte in starker Gemüthsbewegung; aber in jener, die, nach Platon, der Vernunft keine Gefahr bringt, sondern vielmehr Hülfe, indem sie den Willen aufrecht und unter dem Befehle der Einsicht hält. Daher wirkte diese Bewegung auf sein Handeln selbst nicht fort, das niemals heftig oder stürmisch wurde. „Jede mit voller Besonnenheit, bloß

um ihrer selbst willen gesagte, Wahrheit bricht sich von selbst schon ihre Bahn;" dieß schrieb er 1805 bey einer Gelegenheit, wo er, obgleich sehr lebhaft aufgeregt, doch äußerst ruhig gehandelt hatte.

Eben so bemerkenswerth ist die Selbstbeherrschung, womit er seinen, in der That nicht schwachen, Zuneigungen und Abneigungen allen Einfluß auf seine Amtsführung verwehrte. Der vordringenden Eitelkeit z. B. war er entschieden abgeneigt; desto natürlicher, da er von sich und seiner Thätigkeit höchst bescheiden dachte. „Kein einziges Rad wird darum stocken, weil ich es nicht mehr drehen helfe;" so äußerte er sich schon zu einer Zeit, da er noch in vollster Kraft stand. Dagegen befreundete ihn seine Eigenthümlichkeit den „stillen, ernsten und gemäßigten Männern," welche er das „Salz des Landes" nannte. Allein da er scharf und gewissenhaft das öffentliche und das Privatleben unterschied, so begegnete ihm nicht für beides einerlei Maß zu wählen, und in Geschäften solche vorzuziehen, deren Umgang er vorzog, oder diejenigen zurückzusetzen, die er weniger lieben mochte; sondern die Tüchtigkeit für das Geschäft bestimmte allein sein Urtheil.

Viel wäre noch zu sagen von seiner Liebe zum Gerechten, das er, selbst als Greis noch ganz auf-

richtig, nicht allein für möglich, sondern auch für nothwendig und für das einzige Heilbringende in der Staatsverwaltung hielt; von seiner Amtstreue, deren Ansehen nie durch den geringsten Verdacht des Eigennutzes geschmälert wurde; von seiner Arbeitsamkeit, die allem Ueberdrusse, wie oft er sich auch einstellen mochte, und allem Reize der Zerstreuung obsiegte; von seiner Menschenfreundlichkeit, die überall half, wo sie es irgend vermochte, und die sich dergestalt erprobt hatte, daß, wer etwas nicht unbilliges begehrte aber nicht erreichte, niemals darum an Schenk's gutem Willen zweifelte. Da aber von seiner Bildung ausführlich ist gesprochen worden, so scheint nicht nöthig, bey demjenigen zu verweilen, was nur als Werk und Frucht derselben anzusehen ist.

Desto mehr wird seiner Eigenthümlichkeit im Privatleben zu gedenken seyn, worin sich oft gleich treffliche Männer sehr von einander scheiden, je nachdem ihre Sinnlichkeit gewaltiger ist oder eingeschränkter und ihre Anlage im Ganzen ernster oder läßiger. Schenk war als Gatte, Vater, Hausherr, überhaupt in allen Verhältnissen des Privatlebens, der Sitte treu, die man zu jeder Zeit die alte genannt hat, weil sie diejenige ist, welche allein

fortdauern und als Regel dienen kann; er war es aber ohne Grämlichkeit und ohne allen Widerwillen gegen die anders gesinnten. Das Recht, er selbst zu seyn, behauptete er mit Festigkeit; achtete es aber auch in Anderen, gegen die er überhaupt nachsichtiger war, als gegen sich selbst. Nur im vertrauteren Umgange ließ er sich billigend und mißbilligend vernehmen. Der größeren Gesellschaft gab er sich nur genöthigt hin. Seine Selbstständigkeit war geschützt von der unwandelbaren Würde, nicht seines Ranges, sondern seiner Persönlichkeit, die auch in dem, von früherer Zeit her, militärischen Anstande seiner starken, ansehnlichen Gestalt hervortrat. Die bedeutenden Aemter, so er bekleidete, veränderten nichts an seiner häuslichen Einrichtung, die immer einfach und sparsam blieb. Sein Vergnügen fand er in seinem Hause und in seinem Garten; unter Kindern und Freunden, oder unter Büchern und Bäumen.

Dieser schönen Ordnung des Lebens entsprach äußeres Glück. Denn nicht zu reden von der hohen Achtung seines Namens, die ihm selbst weit mehr als seinen Ehrenstellen galt, so war in seiner nächsten Umgebung nichts als zusagendes und zusammenstimmendes. Seine Gattin lebte nur ihm und ihren Kindern. Diese entwickelten sich schön unter

den Augen des Vaters. Ein zwar nicht großes, doch für bescheidene Wünsche zureichendes, Vermögen hatte er theils einer Gabe Sr. Majestät des Königs, theils eigenen Ersparnissen zu danken. Was aber die Heiterkeit seines späteren Alters vollendete, war im Jahre 1805 die Wiedervereinigung mit seinem ältesten Freunde, von dem er nun zehn Jahre getrennt gewesen war, und nach welchem er sich unaufhörlich gesehnt hatte. Denn ob er gleich neue Verbindungen nicht verschmähte, so war ihm doch jene erste unter allen die theuerste. Sie ward in ihrer ganzen Innigkeit erneuert; ein edles Verhältniß, dessen vertraute Zeugen der Erinnerung daran sich noch lange erfreuen werden.

In so reinem und verdientem Glücke war Schenk bereits in das vier und sechzigste Lebensjahr gelangt, als ein unerwarteter, harter Schlag ihn traf. Sein ältester Sohn, ein hoffnungsvoller Arzt, von weiten Reisen eben zurückgekehrt, ward in Erfüllung seines Berufes vom Nervenfieber angesteckt und starb. Für Schenk ein desto schmerzlicherer Verlust, als er längst gehofft hatte, dieser Sohn, dem seine Bestimmung in der Nähe des Vaters zu bleiben gestattete, sollte der Stab seines höheren Alters seyn. Wehmuth und Sehnsucht erschütterten jetzt seine

bisher starke, obwohl zuweilen schon durch Gicht angegriffene, Gesundheit. Kaum hatte er sich wieder erholt, als die treue Gefährtin seines Lebens von einer schweren Krankheit befallen wurde, woran sie noch gegenwärtig leidet. Noch war der Tod des Sohnes nicht verschmerzt; nun mußte er den seiner Gattin fürchten.

Allein über die Angst, welche den natürlichen Menschen bey dem Untergange irdischer Glückseligkeit gemeiniglich überwältigt, wurde Schenk durch die Religion emporgehalten. Nicht erst jetzt, da sie ihn trösten sollte, nahm er zu ihr seine Zuflucht. Sie war einheimisch gewesen in dem Hause seiner Eltern, „als das schlecht' und rechte Christenthum," wie Hippel es nennt, „das eine edle Gleichgültigkeit, einen gewißen Liederton im Leben wirkt, der uns bey Allem in der Welt Ruhe in's Herz weht." Mit tiefer Rührung erinnerte er sich, wie oft der herbste Kummer in frohe Zuversicht verwandelt worden, nachdem seine Mutter eines jener christlichen Lieder gesungen, deren Kraft in ihrer Einfalt ist. Die Stimmung, die er hier empfing, verlor sich nie mehr. Weder die Studien, welche den Grund der Erkenntnisse untersuchen, noch die zum Zweifel verleitenden Erfahrungen der Welt entfrem-

deten ihn je der Religion. Recht thun hatte die menschliche Weisheit ihn gelehrt; den Frieden der Seele fand er in der göttlichen allein. Wie J. G. Hamann, den er vorzüglich hochgeschätzt hatte, verehrte er die heilige Schrift als das erste der Bücher. Und jetzt suchte er darin nicht vergeblich die Gemeinschaft des höheren Gutes, des erhebenden über die Vergänglichkeit.

Nicht lange, so war ihm all sein heiterer Gleichmuth wieder geschenkt. Er verließ ihn nicht, als eine Verrenkung am Fuße, die ihm auf einem Spaziergange am dreyzehnten April zustieß, ihn zu beständigem und sehr beschwerlichem Liegen nöthigte. Selbst die gewohnten Arbeiten setzte er ohne Unterbrechung fort. Er las auch mehreres ihm wohl bekannte wieder; besonders, mit der größten Lust, den Gorgias und den Staatsmann des Platon. Denn obgleich der Mangel an Bewegung seinem Körper unbehaglich war, so blieb dennoch seine Geisteskraft ganz ungeschwächt. Man ahndete gar keine Gefahr; das unbedeutende Uebel fing schon an zu weichen. Aber am ersten Mai, nachdem er, wie gewöhnlich, die Geschäfte besorgt hatte, fühlte er sich plötzlich äußerst müde. Indessen schlief er ein und genoß zwei Stunden einer guten Ruhe. Allein als

er erwachte, empfand er noch größere Mattigkeit. Sogleich darauf kam ein Stickfluß und machte seinem Leben, durch die sanfteste und schnellste Auflösung, ein glückliches Ende.

Von wie vielen Seiten nun der Mann vortrefflich gewesen, wie betrachtenswürdig sein Leben, wie bedauernswerth sein Hintritt, wie achtbar endlich sein Andenken sey, erhellt aus dem Gesagten. Billig hat auch die Akademie an der allgemeinen Trauer nicht am wenigsten Antheil genommen. Sie erinnert sich dankbar der geneigten Gesinnung des Verewigten gegen diese große Landesanstalt. Noch viel mehr jedoch geziemte ihr, den ächten Gelehrten, ob er gleich nie Schriftsteller war, in ihm zu ehren; den Mann, der die niedrige Denkungsart, welche das unmittelbar nützliche Wissen zum Nachtheile der Wissenschaft begünstigt, eben so weit von sich entfernt hielt, als sie ihm durch sein bürgerliches Verhältniß nahe gelegt war; der aber jene gleich schädliche und für das Ansehen der Wissenschaften gefährliche Schwärmerey, die den Mangel an Kenntniß durch freyes Denken zu ersetzen wähnt, gleich entschlossen verwarf; der endlich, was oft nicht ohne Schein der Wahrheit unverträglich geachtet wird, gelehrte Bildung und Tüchtigkeit im Staatsdienste,

auf das glücklichste in sich vereinigte und, so zu sagen, versöhnte, auch beide in ein Licht, worin sie nur selten gesehen werden, stellte; die erste nämlich, indem er zeigte, wie durch sie das Berufsgeschäft von dem Handwerksmäßigen, das ihm leicht anklebt, rein gehalten und zu einer edlen Kunst erhoben werden könne; die andere, indem er den Beweis gab, daß auch der größte Drang vielfacher, oft kleinlicher, und schwächere Köpfe ganz abnutzender Geschäfte, von einem wohlerzogenen Geiste, wenn er nur von seiner Fortbildung nicht abläßt, ohne allen Schaden für den Adel seiner Natur, bestanden werden möge.

Lobschrift
auf
Lorenz von Westenrieder.

Gelesen in der Sitzung der Akademie
am 25. August 1832.

Zu jenem edlen Wettstreite der Geister, wodurch die deutsche Litteratur in dem letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts zu voller Kraft und Größe gedieh, hat Alt-Bayern an Westenrieder einen Mann, wie Alt-Sachsen etwas früher an Möser einen gestellt; und abgesehen von Zufälligem, wie, daß der eine Priester, der andere Rechtsgelehrter, und jener eines großen Landes, dieser eines kleinen Bürger war, ist zwischen beiden Männern, die man mit einem Worte des Heldenbuches Kerne

nennen möchte, in ihrem Beginnen und Fortschreiten, ihrer Richtung und Gesinnung, ihrem Trachten und Wirken, Aehnlichkeit. In beider Anlage war Dichtungstrieb, den aber ein mächtigerer Sinn für das Gemeinnützige sich nicht frey ergehen ließ, sondern der Geschichte ihres Landes zuwandte. Hier untersuchten beide selbst, aber mehr, als die Meisten pflegen, eingedenk des Warum? und Wozu? da ihnen weniger an Erweiterung gelehrter Kunde lag als daran, daß die von ihnen erlangte Einsicht Gemeingut ihrer Mitbürger würde. Beiden half die Mühe des Nachforschens den feurigen Geist bezähmen, daß sie den Thatsachen keine Gewalt anthaten, und vornehmlich, daß sie im Urtheilen über Vergangenheit und Gegenwart das Maß der Billigkeit und Klugheit hielten. Denn beide blieben nicht bey dem Vergangenen stehen, sondern gingen davon auf ihre Zeit über. Geneigter und geübter, in e i n e r Geschichte viele Wahrheiten, als in e i n e r Wahrheit viele Geschichten, wie jener geistreiche Greis, zu sehen, beleuchteten sie, eine lange Reihe von Jahren, aus dem Standpunkte, den sie nie wechselten, fast alle Höhen und Tiefen des Gemeinwesens, dem sie angehörten; mit Erfahrung die Einbildung bestreitend; unterscheidend Verbesserung von Neuerung;

vor dieser warnend, aber nachdrücklicher noch zu jener auffordernd; mit um so größerem Ansehen und Eindruck, weil sie, von allem Verdachte des Eigennutzes und der Gefallsucht rein, und im Gemüthe so unabhängig als in ihrer Stellung, die zuversichtliche Sprache der Ueberzeugung führten. Endlich, obgleich im Vortrage die verschiedene Landesart sich kundgiebt, und zwar noch bestimmter des deutschen Hochlandes bey dem einen, als des Niederlandes bey dem andern, so haben sie doch selbst da manches gemein; es ist in beider Schriften, bey heiterem Ernste, ein gesetztes und gemessenes, jedoch ungesuchtes, ungezwungnes Wesen; bürgerlich, aber rüstig; ohne Schwerfälligkeit gewichtig; meist unzierlich, immer anständig.

Neben dieser Aehnlichkeit aber, wie groß ist in den äußeren Umständen, und wie ungünstig für Westenrieder, der Unterschied! Auf Möser's fast gleich langer Laufbahn überall nichts beunruhigendes, einengendes; Ziel und Maß nur von ihm selbst, aus freyer Wahl, um Eingang zu erlangen, zu behalten. Kein merklicher Wechsel in den öffentlichen Verhältnissen seines Landes, noch in dem Geiste seiner Zeit; kaum ward sein höchstes Alter von einer Ahndung der großen Veränderungen, die nahe be-

vorstanden, berührt. Westenrieder mußte drey sehr verschiedene, ja einander widerstreitende Zeitalter durchleben. Fröhlich und hoffnungsreich das erste, kürzeste, wo eine ungemeine Regsamkeit in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, von der Regierung nicht hervorgetrieben, aber gewürdigt und gepflegt, seinem Vaterlande einen späten, aber eigenthümlichen Ruhm versprach. In den folgenden zwanzig Jahren seines kräftigsten Alters, alle diese Hoffnungen, diese Blüthen, diese Keime abnehmend, hinwelkend, ersterbend in der Ungunst neuer öffentlicher Verhältnisse, die sich jenem Aufstreben des Geistes fremd, abgeneigt und zuletzt feindlich erzeigten. Als endlich dieser Druck aufhörte, sah er in dem dritten Zeitalter, dessen Anfang auch er freudig begrüßt hatte, mehr einen Gegensatz des zweiten als eine Erneuerung des ersten; und so tief zuvor das Niederhalten ihn gekränkt hatte, so wenig erfreute ihn jetzt, was ihm als Treiben erschien; wie zuvor gegen jenes, stand er jetzt auch gegen dieses im Widerspruche. Nimmt man dazu, daß ihn um die Mitte des Lebens eine Krankheit ergriffen hatte, deren furchtbares Weh nie mehr ganz abgewandt, nur gelindert und auf Zeiten gestillt werden konnte, so muß man die Seelenstärke

bewundern, die unter solchen Bürden nicht erlag, sondern bis in ein hohes Greisenalter ungebrochen, ja ungebeugt ausdauerte.

Westenrieder's Gedächtnißfeyer mit dieser Betrachtung einzuleiten, schien darum nicht unzweckmäßig, weil sie auf das hervorragendste, umfassendste und bleibendste seiner Verdienste hinweist. Denn so löblich in verschiedenen Aemtern seine Thätigkeit gewesen ist, ein enger Kreis hat sie umschlossen, und wenig ist davon im Andenken. Was er aber als vaterländischer Schriftsteller geleistet hat, ist weit hinaus und auf ferne Zeit in Wirksamkeit und Ehren. Dabey wird also am meisten zu verweilen und nur in Kürze seines übrigen Lebens zu gedenken seyn; zumal da von demselben nur weniges mit Zuverläßigkeit gemeldet werden kann, weil er die Verborgenheit ernstlich gesucht, und mit der ächtesten Bescheidenheit nur im Vorbeygehen von sich selbst gesprochen, und mit Ausnahme jenes langwierigen, seiner Seltenheit wegen merkwürdigen Leidens, nichts ihn angehendes ausführlich beschrieben hat.

Er war zu München am 1. August 1748 geboren; der Sohn eines wenig bemittelten Bürgers. Schwächlich in den Kinderjahren und noch im Knabenalter, blieb er in den Schulen, wo der Unterricht

nichts weniger als aufmunternd war, lange zurück. Erst als er des Lateins, nach großer Anstrengung, so mächtig war, daß er römische Dichter lesen konnte, fing er an sich zu erheben. Gern sprach er, und als Greis noch mit Jugendfrische, von jener Zeit; wie ihn das mühselige Lernen geschreckt und niedergedrückt, endlich aber die Anmuth Virgil's, sobald sie ihm zugänglich geworden, angelockt und aufgerichtet habe. Von da an war sein Fortschreiten um so rascher. Die Blüthe der deutschen Litteratur, damals noch in seiner Nähe wenig bemerkt, erregte in ihm Bewunderung, Lust, Verlangen, seine Landsleute mit den schönen Geistern des gemeinsamen Vaterlandes zu befreunden. Auch die Geschichte hatte für ihn schon Reiz. Ein historischer Vortrag, den er in einer öffentlichen Sitzung der Akademie hörte, ergriff ihn so, daß das Ziel seines Strebens wurde, einst etwas ähnliches zu leisten.

Er wählte den geistlichen Stand, vielleicht nicht aus Vorliebe, sondern als in seiner Lage den einzigen, der ihm zu den Beschäftigungen, nach welchen ihn verlangte, Gelegenheit und Muße darbot. Wenn aber auch nicht seine Absicht war, der Kirche als Prediger und Seelsorger zu dienen, (wiewohl er nachher oft die wärmste Zuneigung zu diesem Be-

rufe zu erkennen gegeben hat), so machte er sich dennoch alles eigen, was dazu erfordert wird. Auch suchte er sich so wenig von den besonderen Pflichten, die ihm der Stand auferlegte, zu entbinden, daß vielmehr seine musterhafte Beobachtung derselben ihn berechtigt hat, zu ähnlichem Verhalten Andere zu ermahnen. Nicht als hätte er allem, was dazu gehört, innere Nothwendigkeit und Güte zugestanden; gar manches dachte er sich anders nicht nur möglich, sondern wünschenswerth; aber in seinen Augen setzte sich nur herab, wer über die bestehende Ordnung sich hinwegsetzte; und so werth ihm wohl erworbene Freyheit, so verächtlich war ihm verstohlene, so verhaßt ertrotzte.

Seiner Neigung entsprach ein früher Ruf zum Lehramte, erst an dem Gymnasium zu Landshut, bald darauf zu München. Ebenso viel als Gaben und Kenntnisse, that seine Vaterlandsliebe, that seine Erfahrung von dem Gange seiner eigenen Bildung, einen vorzüglichen Lehrer aus ihm zu machen. Sein Unterricht ging auf Erweckung aus, und auf Bildung des Geschmacks und der Gesinnung zugleich, indem er alle Seelenkräfte ansprach, beschäftigte und nährte. Er übte, was er in einer seiner frühesten Schriften als eine Aufgabe des Lehrers vorstellt,

der „seine Schüler theils den nothwendigen, edlen Stolz lehren soll, alles unerschrocken so lange zu verfolgen, bis sie es erreicht haben, ihren Fähigkeiten alles Rühmliche zuzutrauen, höher als alle Hindernisse zu seyn; theils und zu gleicher Zeit die eben so nothwendige Demuth, lebenslang ein weises Mißtrauen in sich selbst zu setzen, und, um hoch zu steigen, sich immer zurück und im Thale zu denken." Diese Stelle zeigt in dem Jüngling schon den ganzen Mann; so war, so that er als Jugendlehrer, so nachher und sein Leben lang als Schriftsteller, oder, wie ihn einst ein Freund treffend nannte, als der Volkslehrer seines Vaterlandes.

Nur sieben Jahre stand er in dem Schulamte; Kränklichkeit nöthigte ihn abzutreten. Indessen ward er nach einigen Jahren zum Schulrathe, nicht viel später auch zum Mitgliede des geistlichen Rathes und des Bücher-Censur-Rathes ernannt. Diesen Geschäften unterzog er sich aus Pflicht; nie konnte er sie liebgewinnen. Es verrathen mehrere Stellen seiner Schriften, wie nahe ihm die altherkömmlichen, tief liegenden, nur die Gestalt oft wechselnden Gebrechen der Behandlung öffentlicher Geschäfte gegangen, und besonders wie anstößig ihm die geringe Geistesbildung vieler darin Arbeitenden gewesen.

Zudem waren seiner Geradheit jene Künste fremd, die oft auch dem hochbegabten Manne unentbehrlich sind, will er überwiegenden Einfluß in berathenden Behörden oder auf Vorgesetzte erlangen, und dem Kummer vorbeugen, von dem, was er allein stehend vermöchte, übel gesellt oder übel untergeordnet, nur den kleinsten Theil zu leisten und zu erreichen.

Die schwerste Prüfung im Geschäftsleben war für Westenrieder die, welche ihm die unscheinbarste jener Beschäftigungen auferlegte, die Censur, die es damals nicht mit Blättern, sondern mit Büchern, und zwar mit allen neuen, zu thun hatte. Einerseits erkannte er das Wünschenswerthe einer scharfen Aufsicht auf das, was ein hoher Weiser des Alterthumes Hökerey des Wissens nennt, und viel größerer Aufmerksamkeit, als den Kleinhandel mit Speisen und Getränken, würdig erklärt; andererseits graute ihm vor den Folgen eines Mißbrauches der in solcher Aufsicht nothwendig willkührlichen, dem Bösen um so leichter dienstbaren, Gewalt. Doch es war nicht die Frage, ob Censur seyn sollte oder nicht. Sie bestand; aber fast unbemerkt in einer, der ruhigen Zeit gemäßen, Milde. Um so empfindlicher fiel die Strenge, die ihr, sobald die französische Revolution Deutschland zu berühren anfing,

als ein Schutzmittel gegen Neuerungssucht, zur Pflicht gemacht wurde. Da war es ein Glück, daß an dem Geschäfte ein Mann wie Westenrieder Antheil hatte, der mit dem ganzen Ansehen einer festen und gleichwohl unverdächtigen Gesinnung dem blinden, auf Zerstörung des geistigen Verkehrs ausgehenden, Diensteifer entgegentrat, und das Unerträgliche wenigstens abwandte. Mit gerechtem Selbstgefühle hat er selbst aufgezeichnet, daß er es war, der für ein, von dem Kurfürsten Maximilian III. gut geheißenes, Werk des verdienstvollen Osterwald in diesen Zeiten Duldung auswirkte.

Solches Verdienst erkannte die neue, freysinnige Regierung, die 1799 eintrat; sie stellte ihn an die Spitze einer neu errichteten Censur-Commission. Aber gern verließ er diesen Platz, da fortschreitende Einsicht und Entschlossenheit die Stelle selbst aufhob. Gern schied er auch, in Folge neuer Einrichtungen, von den zwey anderen zuvor erwähnten Aemtern, blieb jedoch als Chorherr und nachher als Domherr in ähnlicher und verwandter Thätigkeit, welche zu würdigen hier nicht der Ort ist.

Unsere Betrachtung verdient vornehmlich ein Amt, das ihm frühe übertragen und bis an sein Ende mit immer gleicher Liebe von ihm geführt

wurde. Er war viele Jahre Secretär unserer Akademie, in den zwey und zwanzig letzten nur der historischen Classe. Von Jugend auf ein warmer, fast kann man sagen, zärtlicher Freund dieser Landes-Anstalt, sann und sorgte er unabläßig, daß sie dem Geiste, in dem sie gestiftet war, nicht entfremdet würde. Immer hielt er sich und Anderen das lehrreiche und erhebende Andenken ihrer Gründer und ersten Mitglieder gegenwärtig; wie still und prunklos, aber wie besonnen und sachkundig, wie geschickt und fein, aber wie muthig und beharrlich sie unter großen Schwierigkeiten dieses Werk, das erste und einzige seiner Art in Oberdeutschland, unternommen und zu Stande gebracht. Obwohl von der Beschränktheit fern, die auch die weltbürgerliche Wissenschaft zu einer vaterländischen Richtung zwingen will, begehrte er doch Beobachtung des Zustandes und der eigenen Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes. Entschieden lehnte er die Forderung, woher sie auch kommen mochte, ab, daß die Akademie durch beständiges Hervorbringen ihr Daseyn rechtfertige; aber was er vermochte, bot er auf, und ging mit eigenem Beyspiele voran, eine fruchtbare Thätigkeit in ihr zu unterhalten. In ungünstiger Zeit sah er die Hindernisse, beklagte sie, und that

was an ihm war, sie hinwegzuräumen; nie aber nahm er den Schein zu Hülfe, um den Mangel an Sachen zu verbergen. Dagegen wußte er jede Theilnahme, die nicht ganz unergiebig war, zu schätzen, und die Ansprüche daran so zu mäßigen, daß auch der kleinste, in irgend einem Betrachte neue, Beytrag eine geneigte Aufnahme fand. Vorschläge zu neuen, weitaussehenden Beschäftigungen und Unternehmungen zu fördern, hielt ihn die Erfahrung ab, daß gewöhnlich solche Beschlüsse nicht zur Ausführung kommen. Desto eifriger betrieb er die Fortsetzung des wirklich begonnenen; sie war ihm Ehrensache; schon in höherem Alter, saß er noch an dem mühsamen Geschäft der Besorgung unserer großen Urkunden-Sammlung mehrere Jahre fast allein.

Diese ganz freywillige Hingebung an eine nützliche, jedoch nichts weniger als anmuthige Arbeit ist ein bedeutender Zug iu Westenrieder's Leben, dem wir auch in dessen anderer und wichtigerer Hälfte, zu deren Darstellung ich nun übergehe, mehrmals begegnen.

Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Wie er dazu gekommen sey, verdient um so mehr bemerkt zu werden, je erklärter seine Abneigung

gegen dieses Geschäft, in dessen Ausartung zum Handwerke, gewesen ist. Bey ihm hatte Gewinnsucht an dem Antriebe dazu nicht den geringsten Theil. Habe war ihm zwar nicht gleichgültig; er wollte haben, um geben zu können; und eine strenge, obwohl nicht ängstliche, Sparsamkeit hat ihn in den Stand gesetzt, nicht nur viele Wohlthaten zu erzeigen, sondern ein ansehnliches Vermögen zu sammeln, das er noch vor seinem Hinscheiden zn milden und frommen Zwecken ausgeantwortet hat. Allein das wenigste darunter verdankte er dem Ertrage seiner Schriften; denn die meisten erhielt von ihm der Verleger unentgeldlich. Gleichwohl kann man sagen, was ihn zu solchem schriftstellerischen Fleiße am meisten antrieb, sey eine Leidenschaft gewesen; aber die edelste von allen, die Vaterlandsliebe.

Er fand in sich die Kraft und mit ihr den Beruf, seine Landsleute über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu belehren, und besonders in Tagen öffentlicher Langweil (wie er träge Zeiten sehr gut nannte), aufzumuntern und wach zu erhalten; sie zum Nachdenken über ihre Vorzüge und Mängel sowohl, als über die Mittel, wodurch jene bewahrt, diese verbessert werden möchten, anzuführen, und selbst vor den Regierenden, nicht gegen sie, als ein

treuer Beobachter und Zeuge aufzutreten. Er fühlte sich als den Mann, dem zukäme, in dem Aufschwunge, den der deutsche Geist nahm, der Vorgeher, Sprecher und Vertreter seiner Landsleute zu seyn, damit sie nicht bloß empfingen, sondern auch beytrügen; damit sie nicht stillständen und zurückblieben, aber auch nicht vorstürzten und fehlschritten; damit sie nicht verkennten, aber auch nicht verkannt würden.

Dieß ist der Ursprung der bedeutendsten von Westenrieder's zahlreichen Schriften. Die übrigen zu verfassen diente ihm, man darf nicht sagen zum Zeitvertreibe, aber zu einer Unterhaltung, die ihm einigermaßen, was ihm an Umgang gebrach, ersetzte. Gegen die Gesellschaft stand er ungefähr in demselben Verhältniß, wie der Lehrer und Freund, der ihm an Gemüth und Geist der verwandteste gewesen zu seyn, und auf seine Ausbildung am meisten gewirkt zu haben scheint. Denn in dem seelenvollen Bilde, welches er von Ildephons Kennedy entworfen hat, ist großentheils er selbst zu erkennen. Er war keineswegs, was man einst von einem berühmten Engländer gesagt hat, ein fürchterlicher Gesellschafter, sondern nur, wo er auf Anmaßung oder Ziererey stieß, verschlossen, wohl auch schroff; sonst entgegen-

kommend und einladend; aber die Sitte des Weltmannes, Schmiegsamkeit und Zurückhaltung, Uebersehen und Ertragen, hatte er nicht lernen können, vielleicht nicht wollen. Besonders war sein Widerwille gegen alles Schmeicheln — Streicheln in seiner derben Sprache — so stark, daß er ihm überall auswich. Dennoch hätte ihn sein lebhafter Geist, sein tiefes Gefühl getrieben, wenigstens in engeren Kreisen mehr Umgang zu suchen, wenn ihm nicht der schwere Druck des schon erwähnten Leidens oft auf geraume Zeit, sogar auf Jahre; die Einsamkeit zum Bedürfniß und dadurch zur Gewohnheit gemacht hätte. Diese Einsamkeit belebte und erheiterte ihm vornehmlich das Schreiben, welches, da er immer zunächst Landsleute und Mitbürger im Auge hatte, dabey auch die Gegner seiner Ansichten, fremde und einheimische, sich lebhaft vergegenwärtigte, gewissermaßen einem lange und bequem und mit viel Abwechselung fortlaufenden Gespräche glich.

Wie nun in einem solchen Gespräche, das zwar Aufmerksamkeit fordert, Anstrengung aber ausschließt, Ungemeines eben so wenig als Gemeines zu erwarten ist; nur zuweilen hebt sich die Rede, wo Neigung oder Abneigung, Billigung oder Mißbilligung in aller Stärke hervortritt; so ist unter We-

stenrieder's Schriften keine, die geringhaltig, keine, die nicht stellenweise vorzüglich, aber wohl auch keine, die durchgehends vollendet an Inhalt und Form zu nennen wäre. Fähig war er des Höchsten; das beweist nicht nur die Lebensfülle in einigen seiner ersten, sorgfältig ausgearbeiteten, Schriften, und der große Fortschritt in kurzer Zeit, welchen seine zweite historische Arbeit in Vergleichung mit der ersten zeigt, sondern vornehmlich die überall zerstreute Menge von Stellen, die in Gehalt und Fassung bewundernswerth, und so zu sagen von dem reinsten Feuer, nicht nur einen tief denkenden und fühlenden Mann, sondern auch einen Meister der redenden Kunst, so wie der deutschen Sprache, in ihm erkennen lassen. Ohne Zweifel ist er sich dieser Fähigkeit nicht unbewußt gewesen, hat aber absichtlich, was wir vielleicht bedauern, nicht aber tadeln dürfen, lieber vieles nützliche, als weniges ausgezeichnete geleistet.

Beschränken wir den Ueberblick auf diejenigen Schriften Westenrieder's, die im engeren Sinne vaterländische zu nennen sind, (obwohl auch die übrigen dieselbe Richtung haben), so ordnen sich uns diese in drey Reihen. Die erste nimmt seine Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk

ein, mit der Beantwortung der Einwürfe dagegen, mit einer späteren Bearbeitung unter dem Titel: Abriß, und mit einer guten Zahl Abhandlungen über Quellen und wichtige oder zweifelhafte Stellen der bayerischen Geschichte. In der zweiten gehen seiner Geschichte der Akademie der Wissenschaften seine Denkschriften auf verdiente Zeitgenossen theils voran, theils folgen sie ihr nach. Die dritte endlich besteht aus einer großen Anzahl Aufsätze aus der Gegenwart; größtentheils Gelegenheitsschriften, in welchen er Zustand, Bedürfniß und Aussicht der Zeit besprach.

Das zuerst genannte Geschichtwerk sollte, nach des Verfassers Absicht, die vaterländische Geschichte „nicht bloß zur Wissenschaft, sondern zur Angelegenheit" der Leser machen; und in dieser Beziehung ist es durch kein späteres übertroffen worden. Wie der Dichter, der andere rühren will, zuerst selbst ergriffen seyn muß, ebenso muß, wer eine Geschichte Anderen nahe legen will, dieselbe nicht nur kennen, sondern inne und lieb haben. So wenig aber jener sich selbst hinreißen lassen darf, eben so wenig darf dieser seines Stoffes Diener werden, vielmehr muß er desselben Meister bleiben. Dieß ist in jenem Buche Westenrieder's großer Vorzug: weder, gleich

herzlosen Erzählern, den Leser kalt zu lassen, oder gar abzuwenden, noch ihn, wie allzu gemüthliche Darsteller thun, zu überreizen, sondern Urtheil und Gefühl ebenmäßig zu befriedigen, Einsicht und Theilnahme zugleich zu nähren.

Kam es hier nur auf Behandlung des schon vorliegenden an, dessen Mangelhaftigkeit in vielen Stücken der Verfasser wohl erkannte, so waren dagegen theils der Berichtigung, theils der Erweiterung desselben Abhandlungen gewidmet, unter denen mehrere als reiche Beyträge zur Kenntniß und Würdigung des deutschen Mittelalters sich auszeichnen. Nicht nur sind sie voll Sachen, die der, von Jugend auf „sachlosem Nachspüren" höchst abgeneigte Verfasser mit großem und glücklichem Fleiße zusammengetragen hat; sondern in diese Sachen ist sein Geist so eingedrungen, hat sie so begriffen und sich angeeignet, daß sie von ihm das Licht empfangen, welches von einem Ganzen auf das Einzelne, nicht umgekehrt verbreitet werden muß.

Von Gleichzeitigem lag ihm nichts näher, als die Geschichte der Akademie. Er schrieb sie, von ihr selbst beauftragt, bis zu dem Jahre 1777, wo er selbst als Mitglied eingetreten war; von da bis an das Ende des Jahrhunderts aus eigenem Antriebe.

Ein Werk, das sich über gewöhnliche Arbeiten dieser Art, die nichts als trockene Nachrichten sind, weit erhebt; durch Eröffnung der inneren Ursachen von Anfang und Fortgang, von Störungen und Herstellungen; durch Reichthum der Beziehungen sowohl auf den Geist der Zeit überhaupt, als auf die öffentlichen Verhältnisse des Landes; durch eine sich selbst mäßigende, und dadurch nur um so mehr ansprechende Kraft des Vortrages.

Was in dieser Geschichte nur angedeutet werden konnte, Persönlichkeit und Schicksal der Zeitgenossen, die sich um die Aufklärung ihrer Landsleute verdient gemacht, das ist in zahlreichen Gedächtnißreden und Denkschriften meist vortrefflich ausgeführt. Diese Männer werden als die Ehre des Landes vorgestellt; vornehmlich die ersten Unternehmer, die „viel Schmach und Verfolgung litten, besser als ihre Widersacher blieben, und nicht müde wurden zu unternehmen.“ Aber auch spätere und minder begabte, die mehr fleißig als erfindsam waren, erhalten das verdiente Denkmal ihres redlichen Strebens. Und nicht nur dem Andenken von Gelehrten wird diese Pflicht erwiesen; eines ungelehrten Geschäftsmannes unermüdliche Thätigkeit in Verbreitung guter Kenntnisse, und Bekämpfung von Mißbräuchen und schäd-

lichen Vorurtheilen, ist am ausführlichsten und fast am theilnehmendsten geschildert.

Die viel größere Reihe der kleinen Schriften Westenrieder's, die man Gelegenheitsschriften nennen kann, weil sie alle augenblicklichen Anlaß und Gesichtspunkt haben, beginnt in seiner Jugend, und endet, nach mehr als fünfzig Jahren, erst in seinem höchsten Alter. Unterricht und Erziehung macht den Anfang, und bleibt auch in der Folge der vornehmste Gegenstand, indem sich daran Betrachtungen über den geistlichen Stand, über die Schriftstellerey, über die schöne Kunst und selbst über das Theater, zu welchem Westenrieder lange nicht allein Neigung, sondern auch Zutrauen hegte, anknüpfen. Darauf schränkt er sich aber nicht ein, sondern zieht in seinen Kreis das Gewerbe und den Haushalt von Stadt und Land, worüber gewöhnlich geistlosen Werkleuten oder unkundigen Schwätzern das Wort bleibt, wenn der gelehrte Denker es verschmäht. Ihn macht dazu einestheils die anhaltende Aufmerksamkeit geschickt, die er den Sachen seiner geliebten Vaterstadt, gleich einem Bürger derselben, widmet; anderntheils die eindringende Beobachtung, mit welcher er zu verschiedenen Zeiten umliegende Bezirke durchwandelt. Zweymal, am Anfange und am Ende jener zwanzig

trägen Jahre, stellt und beantwortet er die Frage: Was sind die Bayern? Warum mußte er, da Franken und ein Theil von Schwaben zu Bayern kam, in Jahren schon so vorgerückt seyn, daß ihm nicht mehr thunlich war, jenen großen Zuwachs zu erkunden? Er hätte mit seiner Gabe, überall den Kern zu finden und hervorzuheben, von dem deutschen Sinne, den er als den höchsten Vorzug seiner alten Landsleute achtete, bey den neuen ungleich mehr, als manche Oberfläche vermuthen läßt, entdeckt und wechselseitige Bekanntschaft und damit Freundschaft, gründlicher als irgend ein anderer, vermittelt.

Was ein römischer Dichter mit unvergleichlicher Kürze in zwey Worte faßt: sapere aude! ist der Geist aller vaterländischen Schriften Westenrieder's. Er macht nicht Anspruch, Neues zu entdecken und mitzutheilen; „die Welt, erkennt er, leidet nicht sowohl an Wahrheiten Mangel, als an Verbreitung und Annahme von Wahrheiten"; diesem Mangel abzuhelfen ist seine Aufgabe. Er löst sie auf die mannigfaltigste Weise, aber in Einem Sinne; und in dieser Einheit, welche nur einem ebenso gesunden und lautern, als kräftigen und reichen Sinne möglich ist, liegt das Eigene, das Neue und das Dauernde

seiner Schriften. Die Hauptsache ist ihm, daß seine Landsleute sich selbst kennen lernen. Er beginnt mit der Vergangenheit, deren Mißachtung so nachtheilig als ihre Ueberschätzung ist. Hier ergiebt sich ihm, und er wird nicht müde, dieses zu verkündigen: „daß dem Betrachter überall lehrreiche Erscheinungen begegnen, die das Gemüth bald mit wehmüthigen, bald mit freudigen Empfindungen erfüllen; die uns die Voreltern bey einem traurigen Mangel an den erforderlichen Kenntnissen und Hülfsmitteln, deren Besitz sie sich nicht verschaffen konnten, oft in einer mißlichen Lage darstellen, oft aber auch uns auffordern, sie mit Achtung und Ehrfurcht zu betrachten, da ihren Einrichtungen und Anstalten nicht selten eine reife Ueberlegung, ein tiefer Sinn zum Grunde lag.“ Indem er ferner die Schicksale Bayerns überdenkt, gesteht er, „daß es zwar nie an Fähigkeit und gutem Willen, an Muth und Tapferkeit des Volkes, nicht selten aber an geprüfter Einsicht seiner Rathgeber und Anführer gefehlt habe.“ Geht er auf die neuere Zeit über, so zeigt er an dem Aufstreben bald nach der Mitte des Jahrhunderts die Größe der „verborgenen Fähigkeiten“ in dem bayerischen Volke, das, weniger vermischt und weniger zerstückelt, als andere deutsche Stämme, „noch

beysammen", wie er es ausdrückt, darum von ihm das „wohlerhaltenste" genannt wird. Jene Fähigkeiten hat nachher eine schlimme Zeit wieder zurückgedrängt, aber nicht versehrt. Treffend beschreibt er diesen Zustand an der Persönlichkeit eines verdienten Mannes, von dem er sagt: „Ich bemerkte an ihm stets und überall ein leises Anmelden und Treiben jener besseren Natur, wobey man etwas ahndet, was man nicht deutlich bemerkt, nach etwas sich sehnet, was man, in seiner Lage, immer nur in einer Art von Dämmerung erblickt." Alle Prüfungen, die er anstellt, beweisen ihm, was einst Münchhausen, Göttingen's Pfleger, ausgesprochen: Bayern ist gewiß noch ein gesundes, starkes Land.

Aber Tüchtigkeit besitzen ist nicht genug; ja sie ist in Gefahr abzunehmen oder auszuarten, wenn sie nicht wohl geübt wird. Andere deutsche Länder sind in glücklicher Entwicklung begriffen; Bayern gebührt es, ihnen nachzueifern, ohne nachzuahmen. Er geht die Stände, die Geschäfte durch, und erforscht überall, was hemme oder störe, und wie dieses hinwegzuräumen sey.

Zuerst muß er die selbstgenügsame Trägheit, die nur sich zu rechtfertigen und zu schützen erfinderisch

ist, bestreiten, und er greift sie unabläßig in allen ihren Gestalten an. Er zeigt, was an dem Alten wesentlich und lebenswürdig, was zufällig und nichtig sey; wie viel des Bestehenden nicht nur dem Ursprünglichen nicht gleich, sondern tief unter demselben stehe, weil die Zeit, wenn ihr nicht selbstthätig gefolgt wird, alles abnutzt und verderbt, oder mit Unkraut und Dornen überzieht. Damit bekämpft er den gangbarsten Vorwand der behaglichen Unthätigkeit, als wäre Sicherheit und Stetigkeit nur im Stillstehen. Selbst in der schwersten, von Argwohn und Furcht beherrschten, Zeit hört er nicht auf, ächte Aufklärung zu vertheidigen, und von ihr allein sowohl Erhaltung als Verbesserung zu erwarten. Er begehrt sie für jeden Stand; aber für jeden so, wie sie ihm erreichbar und zuträglich ist. Keine Abwürdigung der gelehrten Bildung, vielmehr Erhöhung und Veredlung derselben, vornehmlich durch Pflege des Geschmacks, wozu er unabläßig die Meisterwerke der Griechen und Römer als unvergleichliches Hülfsmittel empfiehlt. Aber gleiche Aufmerksamkeit der Volksschule, nicht um ein unnützes und eben darum schädliches Wissen aufzubringen, sondern um jeden in den Stand zu setzen, von dem, was ihn angeht und fördert, richtige Vorstellungen und gesunde Begriffe zu erlangen.

Später, da er einen Hang zur Neuerung und ein Gefallen an unächter Aufklärung wahrzunehmen glaubt, stellt er sich eben so entschlossen diesem entgegen. Er sieht in dem Zeitalter ungleich mehr zerstörende als schaffende Kräfte, und hatten ihm gewisse alte Einrichtungen überladen geschienen, so findet er gewisse neue dürftig. Er gibt zu bedenken, wie manche uralte Gewohnheit auf uralte Beobachtung und Erfahrung ihrer Zweckmäßigkeit gegründet sey. Er will jetzt gegen Vorurtheile so wenig als zuvor, Gewalt; und hält sogar die Fortdauer manches Unfuges für minder bedenklich, als das Aufkommen einer „Willkührlichkeit zu befehlen, bey welcher in der Folge nothwendig jeder Unfug herrschend werden muß.“ Das Joch des Neuen will er so wenig als zuvor des Alten tragen, und seine Landsleute tragen lassen. Diese fordert er anhaltend zur Erwerbung gründlicher Kenntnisse und Einsichten auf; anhaltend warnt er sie, ihre unabhängige Sinnesart nicht aufzugeben noch zu verleugnen, nicht sich vordenken und vorsprechen zu lassen, nicht dem angeblichen Zeitgeiste, dem Geplauder des Tages, unterthan zu werden.

Kein Wunder, daß er einem Vorwurfe nicht entgangen ist, welchen die Parteysucht Männern,

die sich selbst treu bleiben, nicht an Worte und Namen sich hingeben und verlieren, am heftigsten zu machen pflegt; dem Vorwurfe der Unbeständigkeit. Es gab nicht fern von unsern Tagen Unglückliche, die, nachdem sie an der Untergrabung alles Ehrwürdigen gearbeitet hatten, über die Folgen erschracken, umkehrten, und auf die Stätte des Unglaubens Aberglauben zu pflanzen suchten. Westenrieder hat nichts zu bereuen, nichts zu widerrufen oder zurückzunehmen gehabt. Obgleich von einer so langen Laufbahn die beiden Enden, Jugend und Greisenalter, billig, wie von dem Tage die beiden Dämmerungen, abgezogen werden könnten, so ist doch nicht einmal dieses nöthig, um festzustellen, daß er sich selbst gleich geblieben. Sein Ziel war stets dasselbe; was dazu führte, war ihm werth, was davon entfernte, verhaßt. Auch ist es kein Widerspruch, die Trägheit anzugreifen, und die Uebereilung zu tadeln; und wer gegen das Steife sich erklärt, verpflichtet sich damit keineswegs dem Flatterhaften. Westenrieder unterschied mit seltener Schärfe, was von der oberflächlichen Betrachtung gewöhnlich zusammengenommen oder verwechselt wird, Anlage und Beschaffenheit; allezeit ließ er jener, fand er sie gut, ihre Ehre, wenn er gegen

diese eiferte. Wohl fehlt es in seinen Schriften nicht an Stellen, die einander zu widersprechen scheinen, aber nur bey flüchtiger und den Zusammenhang außer Acht lassender Ansicht. Wenn er z. B. schon 1781 anfängt und sehr lange fortfährt, die gemeine Denkart zu beklagen, „vermöge deren man zu glauben scheine, man sey zu Schmaus und Tanz geboren," so widerstreitet das so wenig als viel andere von ihm oft ausgesprochene Rügen jenem Lobe, das er im Allgemeinen der Sinnesart seiner Landsleute, nämlich ihrer Grundlage, beharrlich beylegt. Gleiches Zusammenstimmen bey scheinbarer Abweichung, wird man überall, wo man nur aufmerksam seyn will, finden; wenn er z. B. einmal die Klöster tadelt, das anderemal rühmt; (beides ist von ihm oft, und nicht erst nachdem sie aufgehoben waren, sondern lange zuvor geschehen); wenn er den Schulunterricht, wie er in seinem Knabenalter üblich war, als mangelhaft und dann wieder als ersprießlich darstellt; wenn er fordert, daß viel gelesen, und ein andermal wünscht, daß weniger gelesen werde.

Er war ein Mann, fürwahr, er war ein Mann; diese bekannten Worte eines Dichters sind demnach auf Westenrieder mit vollem Rechte anzu-

wenden. Ein Mann, der einem großen Zwecke unverrückt sein Leben lang mit vieler Mühe und Arbeit freywillig gedient hat; weder von alten, noch von neuen Blendwerken getäuscht; nie auf Beredung, immer auf Ueberzeugung seiner selbst und Anderer ausgehend; ohne Grämlichkeit ernst und ohne Trotz freymüthig; gleich unabhängig von dem Geflüster des Prunksaales und von dem Geschrey des Marktes. Bayern besitzt an seinen Schriften einen Schatz, wie kaum ein anderes deutsches Land einen aufzuweisen hat; Schriften, ganz dem Lande angehörig, aus der Zeit und an sie, aber nicht darauf eingeschränkt, sondern geltend auf eine lange Zukunft; voll Lehre, Warnung, Rath, Aufmunterung, Befestigung, Erhebung. Möge das nie verkannt werden, und möge nie über den Geist, der hier lebt, oder, um ein Bild des schon erwähnten Weisen des Alterthumes zu gebrauchen, nie über diese reine, aus hohen Orten Gesundheit herwehende Luft der giftige Wind siegen, der den Moder aus Niederungen oder die Dürre aus Sandwüsten bringt! Jedoch nicht so gehören diese Schriften Bayern an, daß sie nicht für das gesammte Deutschland einen hohen Werth hätten, den ihnen nicht nur die Sprache giebt, welche darin oft ihre ganze

Stärke beweist, sondern auch und noch mehr der ächtdeutsche Geist, oder der Inbegriff aller deutschen Tugenden, wovon sie erfüllt sind. Darin erkannte Westenrieder, wie die Besten vor und mit ihm, die innige Gemeinschaft, den ewigen Bund aller Deutschen; nicht in einer, in die Vergangenheit geträumten und für die Zukunft eingebildeten, äußern Einheit; ähnlich jenem vorgeblichen Hochdeutsch, das er als Erdichtung, weil es in der That nirgends sey, verwirft; und ganz im Widerspruche mit Deutschlands und insbesondere Bayerns ursprünglicher Verfassung, die er die angeborne, die auf dem Boden selbst geborne nennt.

Dem Andenken eines solchen Mannes schien die Ehre zu gebühren, daß es nicht, wie sonst üblich ist, mit dem Stiftungstage der Akademie, sondern ausnahmsweise mit dem Geburts- und Namensfeste des Landesherrn gefeyert würde; besonders da nicht von dem Verluste, den die Akademie an ihm erlitten, sondern von dem Besitze, den er an seinem Vorbilde und an seinen Werken dem Lande hinterlassen hat, zu reden war; und da diesen Tag zu schmücken kaum eine Erinnerung geeigneter seyn möchte, als an den Geschichtschreiber des uralten Fürstenhauses und des mit ihm aufgewachsenen, in

Freude und Leid ihm unwandelbar ergebenen Volkes. Möchte nur, wie bald nach seinem Hinscheiden die Klage um ihn an dieser Stelle durch einen ungleich beredteren Mund ausgesprochen wurde, so auch jetzt sein Verdienst zu feyern ein begabterer und mehr unterrichteter Redner gewählt worden seyn! Je mehr ich aber mich bescheiden muß, nur Bekanntes in das Gedächtniß gerufen zu haben, desto mehr darf ich mich freuen, daß mir als einem Zeugen vergönnt ist, mit den letzten Worten, die der Verewigte gewissermaßen öffentlich gesprochen hat, diesen Entwurf beschließen zu können.

Einige Wochen vor seinem Hintritte, der auf ein kurzes Krankenlager am 15. März 1829 erfolgte, wohnte er einer Sitzung der historischen Classe bey, und blieb nach Endigung derselben eine Zeitlang noch mit einigen Mitgliedern in heiterem Gespräche. Von Erinnerungen aus seiner Jugend an den guten Kurfürsten Maximilian III. und an die vorzüglichen Männer, die sich unter ihm hervorgethan, kam er auf die neueste Zeit, sprach mit Wärme von dem hohen Sinne und den edlen Absichten des Königs, und schloß in sichtbarer Bewegung mit dem Wunsche, daß Ihm das verdiente Glück widerfahren möchte, das Glück, erkannt zu

werden, und reichlich nicht nur Anhänglichkeit und Treue zu finden, sondern auch Willigkeit und Tüchtigkeit zur Ausführung heilsamer und rühmlicher Vorsätze.

Ignaz von Rudhart's

Ehrengedächtniß.

Gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie
am 27. März 1839.

Das Andenken Ignaz v. Rudhart's ist bald nach seinem Hintritte durch einen, von Sr. Königl. Majestät in den gnädigsten Ausdrücken genehmigten, Beschluß des Landrathes von Niederbayern auf eine so ausnehmende Art öffentlich geehrt worden, daß jede andere Feyer darnach als geringer und darum überflüssig erscheinen dürfte. Gleichwohl haben Angehörige und Freunde des Hingeschiedenen gewünscht, es möchte ihm das Ehrengedächtniß nicht entstehen, das unsere Gesellschaft ihren verstorbenen Mitgliedern zu widmen pflegt. Dieser Wunsch, der nicht zu versagen war, veranlaßt gegenwärtigen

Vortrag. Eingeschränkt durch gebietende Rücksichten, wird er zwar manchen Forderungen keineswegs genügen, einige jedoch vielleicht nicht unbefriedigt lassen.

Rudhart begann seine Laufbahn sehr frühe als berufener Lehrer der Rechtswissenschaft und der Geschichte an der hohen Schule zu Würzburg. Von einem Jüngling, der den Lehrstuhl bestieg, nachdem er eben erst aus den Reihen der Lernenden getreten war, durfte man weder die Fülle und Sicherheit des Wissens, die nur vieljähriger Fleiß erwirbt, noch die Gemessenheit und Stetigkeit der Lehrweise, die eine Frucht der Uebung ist, erwarten. Dennoch waren seine Vorlesungen, zumal die geschichtlichen, reich an Erfolg; hauptsächlich durch einen Vorzug, dessen oft eine gründliche Gelehrsamkeit ermangelt: eine Wärme, die, weil sie natürlich ist, sich dem Zuhörer mittheilt, ihn gewinnt und antreibt.

Es war die Zeit, wo das vordere Deutschland, von der fremden Obmacht entledigt, Herstellung oder doch Ersetzung der heimischen Ordnungen erwartete, die mit dem Reiche untergangen waren. Rudhart schrieb die „Geschichte der Landstände in Bayern," ein Buch, das zum erstenmale diese Geschichte vollständig, obgleich wegen Unzulänglichkeit der Quellen nicht erschöpfend, gab, und an welchem die genaue

Forschung so wenig zu verkennen war, als die rechtschaffene Gesinnung. Es machte dem Verfasser einen Namen, auch in der Ferne; in der Nähe aber fand es nicht die Aufnahme, die er gehofft hatte. Manchen war die jugendliche, zuweilen brausende, Lebhaftigkeit in der Behandlung des ernsten Gegenstandes anstößig; Anderen mißfiel insbesondere die unmilde Berührung der Gebrechlichkeit, wodurch die alten Landstände in ihrer letzten Zeit entstellt und gelähmt waren. Am unzufriedensten bezeigten sich, und mehr noch mit dem Unternehmen selbst als mit der Ausführung, Solche, die ganz dem Neuen zugewandt, auf das Alte, das ihrer Meynung nach Vergangene, die Aufmerksamkeit zu lenken, für vergeblich oder sogar für schädlich hielten. Der Eindruck, den auf Rudhart die unerwartete Ungunst machte, brach seine Neigung zu historischen Arbeiten. Später hat er zwar zu einer Geschichte des Bauernkriegs in Franken gesammelt; es war ihm aber keine Muße zu einem solchen Werke gegönnt; und vielleicht hätte er ihm auch ohne das entsagt, wenn er einmal des unfruchtbaren Stoffes Meister gewesen wäre.

Nicht Ueberdruß an dem Lehramte, sondern Vorsorge für seine, durch Folgen der Anstrengung im

Sprechen schwer bedrohte Gesundheit, bewog ihn bald hernach eine andere Anstellung zu suchen. Er wurde Mitglied des Generalfiscalates, einer jüngst errichteten, mit der Leitung der Rechtsgeschäfte des gesammten Staatsvermögens beauftragten Behörde. Den behauptenden Vortrag eines Lehrers mit dem gutachtlichen, wie man zu sagen pflegt „nicht Maß gebenden," eines Rathes zu vertauschen, wurde ihm nicht eben leicht, und er war nicht selten uneins mit dem Vorstande. Dieser treffliche Mann, der beynahe so viele Dienstjahre zählte, als Rudhart Lebensjahre, hielt sich unbedenklich an das Herkommen, nach welchem der Staatsanwalt sich aller Vortheile, die ihm die Rechte zugestehen, gleich jedem andern Sachwalter zu bedienen hat; wogegen Rudhart der Meynung war, in der Verfolgung von Rechtssachen des Staatsvermögens dürfte sich die Erhabenheit desselben über dem Standpuncte gemeiner Partheyen nicht verleugnen, müßte vielmehr auf die Bestimmung des Verfahrens seiner Anwälte den Einfluß haben, daß Erwägungen der Billigkeit, selbst Regungen des Edelmuthes nicht davon ausgeschlossen wären.

Zwey Jahre, für ihn als Geschäftsmann nützliche Lehrjahre, brachte Rudhart bey dieser Behörde

zu; darauf erhielt er eine Stelle unter den vortragenden Räthen des Finanzministeriums, mit dessen würdigem Haupte ihn schon zu Würzburg ein vertrauter Umgang auf das engste verbunden hatte. Ein Verhältniß, das weder seiner Selbstständigkeit und Freymüthigkeit Abbruch that, noch drückend für seine Amtsgenossen war. Erfreuten sich diese an dem Jugendfeuer, das er zu den Geschäften brachte, so wurde hinwieder von ihm der überwiegende Werth ihrer reiferen Erfahrung anerkannt; und so wenig er das fröhliche Selbstgefühl, das ihn beseelte, in Anmassung übergehen ließ, so wenig kehrten sie gegen ihn hervor, was sie vor ihm voraus hatten.

Neben mehreren beträchtlichen Arbeitsfächern wurde ihm hier die Anlegung statistischer Sammlungen aufgetragen. Dadurch vornehmlich wurde er in den Stand gesetzt, etwas später das reichhaltige Werk „über den Zustand des Königreiches Bayern" zu liefern.

Unsere Akademie, die auf den Verfasser der Geschichte der Landstände schon zuvor aufmerksam gewesen war, nahm ihn jetzt unter ihre ordentlichen Mitglieder auf. Sie hatte aber seiner Gegenwart in ihrer Mitte nicht lange zu genießen. Ohne sein Ansuchen ward er zum Vorstande einer Finanzkammer bestimmt, nach etlichen Jahren in derselben Eigenschaft zu einer andern versetzt.

Eine feurige Natur, die nicht ohne Kräfte der Besonnenheit ist, bildet diese Anlage am besten aus, wenn ihr eine Leitung anvertraut wird. Diese Erfahrung machte Rudhart in dem neuen Amte, wo er vorangestellt, obgleich in einem engeren Kreise, mit größerer Selbstständigkeit aber auch Verantwortlichkeit zu wirken hatte. Ein weiterer Vortheil war, daß er, der Verwaltung näher stehend, ungleich vertrauter damit wurde, und zu einer Einsicht darin gelangte, die ihm bald auf einem andern Felde, nach welchem er großes Verlangen trug, sehr zu Statten kam.

Abgeordneter zur Ständeversammlung zu seyn, war das Ziel seiner Wünsche; das erreichte er nun, da auf ihn die Wahl der Städte seiner Heimath fiel. Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, daß er Anfangs von der Bestimmung der neuen Landstände eine Vorstellung hegte, die von den gemischten Regierungsformen einiger fremden Staaten weit mehr als von den alten Grundlagen deutscher Landesverfassung abgezogen war. Nicht nur begünstigte viel Schein, und das nicht bloß augenblicklich, diese Vorstellung; sie blieb selbst Leuten nicht fremd, welchen die kälteste Betrachtung zuzutrauen war; und laut erklärte sich dagegen Niemand. Rudhart war

einer der ersten, die allmählich davon zurückkamen. Es fehlte nicht an Stimmen, die ihn deßhalb der Unbeständigkeit anklagten. Allein er ließ sich nur, wie es dem Redlichen und Verständigen geziemt, von der Zeit lehren, die an einer Reihe sprechender Vorgänge die Unhaltbarkeit einer Annahme bewies, welche, zu baarer Wirklichkeit gebracht, aus den Landständen, ihrem Namen und Herkommen zuwider und zuwider dem deutschen Wesen überhaupt, eine Staatsgewalt machen würde.

Ist hier der Ort nicht, die Verhandlungen aufzuzählen, in welchen Rudhart auf vier Landtagen sich hervorgethan, so muß doch im Allgemeinen dieser Thätigkeit als derjenigen gedacht werden, wodurch er sich am meisten verdient oder doch bekannt gemacht hat.

Er gelangte bald zu großem Ansehen und stieg darin anhaltend, indem er sich unermüdlich über alle wichtige Sachen vernehmen ließ. Anfangs vielleicht etwas zu rasch in Anschlägen für das gemeine Beste, zu begehrlich in Forderungen des Fortschreitens, zu ungeduldig über Hemmungen und Hindernisse, dabey aber nie übergreifend noch unfügsam, ließ er nicht ab fortzulernen, um jenes Augenmaßes theilhaftig zu werden, das allein mit Si-

cherheit in den öffentlichen Geschäften das Zweckmäßige trifft, indem es sowohl die Grenzen des Thunlichen und Ausführbaren als Zeit und Ort ermißt, das aber nur dem ruhigen Geiste zu Gebot steht. Zu den Schwierigkeiten, die schon in der Neuheit einer Einrichtung, wie die Ständeversammlung, liegen, kamen die besonderen, welche sich aus der Zusammensetzung der Kammer der Abgeordneten ergaben, in der es so absichtlich auf Mannigfaltigkeit, wie vielleicht sonst nirgends, angelegt ist. Da, in den Hauptsachen, wo nicht Einstimmigkeit doch Annäherung daran zu erzielen, war eine Aufgabe, die nur durch ausgezeichnete Geschicklichkeit im Vermitteln und Verknüpfen gelöst werden konnte. Rudhart scheute sich nicht in der Minderheit zu bleiben, that aber so viel mit Ehren geschehen konnte, um die Mehrheit zu gewinnen. Auch wo ihm das nicht glückte, war sein Bemühen nicht verloren sondern wirkte nach. Als besonderes Verdienst darf ihm wohl beygelegt werden, daß er mit allen Kräften strebte, den Gemeingeist, welchem große Unterschiede zwischen den vielerley Bestandtheilen des Königreichs ungünstig schienen, zu heben und zu nähren; nicht so, daß mit Verleugnung des örtlich Eigenen ein Allgemeines gesucht würde, das nur kraftlos

seyn könnte; sondern so, daß, unverachtet Gau und Landschaft, hoch darüber des Landes Wohl stände.

An solchen Bestrebungen, die den besten Erfolg hatten, gebührt Anderen ein großer Antheil, deren Kenntnissen, Einsichten und Gesinnungen auch Rudhart die verdiente Ehre gab. Hervorragend wurde er vornehmlich durch ein Vermögen, das in Deutschland selten ist, weil die Geschäfte durchaus schriftlich geführt werden, die Beredsamkeit. Ein hochbejahrter Staatsmann, bey dem es nicht leicht zur Bewunderung kam, bezeichnete ihn einst in der Kammer der Reichsräthe als „den glänzenden Redner, den man eben so gern höre als lese;" und es waren nicht wenige der Meynung, von den vielen Vorträgen auf dem Landtage, Reden genannt, seyen Rudhart's die einzigen, denen mit Recht der Name zukomme. Er hatte zur Beredsamkeit, durch eine glückliche Verbindung von Festigkeit und Beweglichkeit, viel Anlage; dazu die Vortheile einer einnehmenden Gestalt und einer biegsamen Stimme; auch war ihm von der Uebung der freyen Rede im Lehramte ohne Zweifel viel geblieben. Das Meiste aber that gewiß die Macht des Willens. Denn vor einer so gemischten Versammlung, wo die Schulsprache noch sorgfältiger als der Kanzleystyl zu ver-

meiden war, gemeinfaßlich und dennoch gründlich, mit Nüchternheit und doch mit Nachdruck, über mannigfache, oft verwickelte Sachen, frey, zuweilen unvorbereitet zu sprechen, so daß die Aufmerksamkeit nicht nur gereizt, sondern festgehalten wurde, dieß konnte nur einem starken Vorsatze, allerdings durch große Mittel unterstützt, gelingen. Und woher dieser starke Vorsatz? Es war ihm ernst; oder nach einem Spruche aus den Blüthezeiten der Redekunst: das Herz machte ihn beredt. Nie beschlich ihn Gleichgültigkeit oder auch nur Lauheit; nie Zagheit, nicht einmal Schüchternheit. Eine hohe Meynung von der Aufgabe des Abgeordneten; ein tiefes Gefühl von dessen Pflicht; die Ueberzeugung, daß das Rechte nicht auf platter Hand liege, sondern aus der gründlichsten Erörterung allein zu Tage komme; das Vertrauen, daß ein gutes Wort eine gute Statt finde; das erfüllte, durchdrang und übernahm ihn; davon quoll ihm die Rede. Daß Antheil und Beyfall ihn ermunterte, war offenbar; Antrieb und Führer wurden sie ihm nicht. Er ging auf das nicht aus, womit der Redner gemeiniglich, für den Augenblick wenigstens, am meisten gewinnt: das Ergötzende und Schmeichelnde, das Aufregende und Hinreißende. Auch von dem Vortheile, welchen ein

geschicktes Verweilen bey dem Allgemeinen, das Bekennen und Rühmen von Grundsätzen darbietet, machte er nur mäßigen Gebrauch. Belehrt durch die Geschichte und noch mehr durch die Geschäfte, welche selbst eine niedere Art Geschichte sind, daß den meisten Irrungen zwischen Wohlgesinnten nur unrichtig gefaßte oder mangelhaft gewürdigte Thatsachen zum Grunde liegen, hatte er sein Absehen immer vorzüglich auf dieses Gebiet, als das zugänglichste für Aufklärung und dadurch für Verständigung, Annäherung, Vereinigung.

Nach dem Schlusse des dritten, von ihm besuchten, Landtages wurde Rudhart zum Präsidenten der Regierung zu Passau ernannt. Als oberster Staatsbeamter in einem Bezirke, der den dritten Theil Altbayerns umfaßt und eines großen Emporkommens fähig ist, konnte er wohl versucht werden, vielfach einzugreifen, um mit jenem gelinden Zwange, den eine geachtete Verwaltung auszuüben weiß, die Entwicklung zu beschleunigen, wozu ihm die reichen Mittel vor Augen lagen. Er enthielt sich dessen, überzeugt, daß in weiten Kreisen nur eigener Trieb gedeihlich wirke, der zu seiner Zeit von selbst eintrete, wenn ihm nur Recht und Ordnung den Weg bereite.

Also mit Verzicht auf alles Außerordentliche, widmete er dem Ordentlichen seine ungetheilte Aufmerksamkeit, ohne vorzugsweise einen Zweig vor dem andern zu bedenken, sondern mit jener Unpartheylichkeit gegen die Sachen, die auch dem gerechten Manne zuweilen schwerer zu üben ist als gegen die Personen, ist er nicht, wie Rudhart, immer eingedenk, daß er im Namen des Landesherrn, nicht in eigenem, handle. Sein schneller und scharfer Blick drang, ohne daß er sich zerstreute, in alle Gänge der Verwaltung, deren kleinstes Getrieb er weit entfernt war als Kleinigkeit gering zu schätzen. Gewohnt, alles was ihm oblag frisch zu thun, begehrte er dasselbe, nicht unbillig, da es dabey mehr auf guten Willen als besondere Kräfte ankommt, auch von den Untergebenen, und wehrte dadurch, so viel an ihm war, einer der schwersten Plagen des gemeinen Lebens, der Zögerung in den Geschäften. Theilnehmend und wohlwollend, bemühte er sich nicht nur das Ungehörige abzustellen, sondern zu dessen Vermeidung anzuleiten, und nicht nur gegründete Unzufriedenheit durch Abhülfe, sondern auch ungegründete durch Belehrung zu heben. Für diese Amtsführung ist ihm die allgemeine Zufriedenheit zu Theil geworden, die sich schon bey seinen Leb-

zeiten mehrfach zu erkennen gegeben, später in dem schon erwähnten Beschlusse des versammelten Landrathes von Niederbayern, ihm ein Denkmal zu setzen, auf das feyerlichste ausgesprochen hat. Nicht selten fällt auf Ehrenbezeugungen dieser Art ein trübender Verdacht von Schmeicheley, wenn sie der Macht, von Prahlerey, wenn sie dem Ruhme dargebracht werden; dieses Denkmal, einem stillen Verdienste von einer Dankbarkeit, worein sich keine Nebenansicht mischen kann, errichtet, wird in dem reinen Lichte der Wahrheit stehen.

Rudhart schied von dem Wirkungskreise, der ihm sehr lieb geworden war, nicht ohne Schmerz, doch wohlgemuth, als er zu der obersten Stelle in der Verwaltung Griechenlands berufen wurde; ein Ruf, in welchem er nicht weniger das gnädige Vertrauen seines Landesherrn als des Königs von Griechenland zu verehren hatte. Mit welchen Aussichten, Vorsätzen, Hoffnungen ging er die neue Laufbahn zu betreten! Es erwachten ihm Erinnerungen aus der ersten Jugend, Bilder und Laute der hellenischen Welt. Unbekümmert, ob viel oder wenig des Geblütes der Sieger bey Salamis und Platäa unter den Bewohnern Griechenlands noch übrig sey, war er von dem Gedanken begeistert, an

der Zubereitung des Mutterbodens aller Bildung für ein neues Zeitalter großen Antheil zu haben. Dieß war ihm nicht beschieden. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn" spricht der königliche Prediger; und die Geschichte demüthigt den menschlichen Stolz durch eine Menge Beyspiele von Anschlägen, denen ein guter Erfolg gewiß schien, die aber durch unvermuthete, unbesiegbare, oft unerforschliche Hindernisse vereitelt wurden. Rudhart erkannte bald die Zeichen des widersagenden Glücks; er bat um seine Entlassung und erhielt sie mit der huldreichsten Anerkennung seiner redlichen Bemühung.

Er kehrte ungebeugt heim; das Vaterland erwartete ihn. Auf der See überfiel ihn eine Krankheit; sie wurde heftiger nachdem er in den Hafen eingelaufen war, und überwältigte ihn am Gestade. Den schweren Abschied von dem Leben, das ihm durch die schätzenswerthesten Güter verschönert war, den schwersten von einer innig liebenden und geliebten Familie bestand er mit der christlichen Fassung, die er nicht jetzt erst empfangen hatte. Dem Leide über sein frühes Hinscheiden darf gegenüber die Betrachtung stehen, daß er dem Geschick des Abnehmens, welches dem Starken härter als dem Schwachen fällt, entrückt worden ist, und auf ihn

angewandt werden kann, was von dem in gleichem Alter hingerafften Johann Winckelmann gesagt ist: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen.“

Inhalt.

Anhang.
